Der 1. Weltkrieg als Thema der politischen (Jugend)bildung

Der Große Krieg - La Grande Guerre - The Great War

GEMINI
im Bundesausschuss Politische Bildung
GEMEINSAME INITIATIVE DER
TRÄGER POLITISCHER JUGENDBILDUNG

Der Große Krieg - La Grande Guerre - The Great War

Der Große Krieg - La Grande Guerre - The Great War

Inhalt

Klaus Waldmann
"Der Krieg, den niemand gewollt hat" 4-9

Jürgen Angelow
1914. Europäisches System, Kriegsursachen, Krisenmanagement 10-21

Eberhard Birk
Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg 22-43

Aribert Reimann
Zur Bedeutung des Ersten Weltkriegs in der Geschichte des 20. Jahrhunderts 44-57

Michael Scherrmann
Exkursionen, Originalquellen und Realien in Bildungsprozessen zum Ersten Weltkrieg 58-73

Anna Grüner, Lisa Freigang, Sascha Rex
Historisch-politische Bildung an Volkshochschulen zum Jahrestag 1914-2014 74-81

Nazare Nazaretyan, Matthias Klingenberg
„Speaking to One Another" 82-85

Sebastian Welter
Projekte im Kontext internationaler Jugendarbeit 86-89

Boris Brokmeier, Friedrun Erben
Spurensuche und Recherche im lokalen Umfeld 90-93

Impressum 94

Informationen zur GEMINI 95

„Der Krieg, den niemand gewollt hat“

Klaus Waldmann

Als ‚Krieg, den niemand gewollt hat‘ charakterisiert Stefan Zweig in seinem autobiographischen Werk „Die Welt von Gestern“ den Ersten Weltkrieg, die große Katastrophe am Beginn des 20. Jahrhunderts. Der Beginn des Kriegs und die Ereignisse, die unmittelbar zu ihm geführt haben, jähren sich in diesem Jahr zum 100-sten Mal. Zur schon unüberschaubaren Zahl der Veröffentlichungen zu dieser Thematik sind aktuell weitere gewichtige Werke hinzugekommen. Gemeinsames Interesse dieser Publikationen ist, nachzuvollziehen bzw. zu ergründen, weshalb es zu dieser kriegerischen Auseinandersetzung gekommen ist, die sich zu einem Weltkrieg ausgeweitet hat, und weshalb ein schreckliches und dramatisches lokales Ereignis, wie das Attentat auf den habsburgischen Thronfolger und seine Gattin, in seinen Wirkungen nicht begrenzt werden konnte.

Ob man nun der These folgt, dass der Erste Weltkrieg nur stattgefunden habe, weil ihn die politische und militärische Führung des Deutschen Reichs im Juli 1914 gewollt habe *(Fritz Fischer)*, die Einschätzung vertritt, dass die europäischen Staaten schlafwandlerisch in den Krieg geschlittert sind *(Christopher Clark)* oder man der Erklärung folgt, dass dieser Krieg eine Folge der Mechanismen eines stark verflochtenen Schutzbündnissystems *(Herfried Münkler)* ist, aus-

In nicht endenden Wellen kamen die Soldaten aus den Schützengräben, in nicht endenden Wellen wurden sie getötet und begraben. „Tyne Cot“ Militärfriedhof in Passendale, nahe Ypern (Belgien).

gelöst von einem Ineinanderfließen sachlich wie räumlich getrennter Konflikte; das Gedenkjahr 2014 bietet viele Anlässe für die politische Bildung, sich mit den Hintergründen und den Folgen dieser brutalen Explosion der Gewalt zu Anfang des „kurzen 20. Jahrhunderts“ intensiv zu beschäftigen.

Ebenfalls jährt sich im Gedenkjahr 2014 zum 75-sten Mal der Beginn des Zweiten Weltkriegs und zum 25-sten Mal die friedliche Revolution in der ehemaligen DDR. Zumindest geschichtspolitisch werden diese Ereignisse in einem komplexen Zusammenhang gesehen. Wenn der US-amerikanische Historiker Georg F. Kennan vom Ersten Weltkrieg als der Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts spricht, dann lässt sich aus dieser These zumindest ableiten, dass die weiteren Ereignisse des 20. Jahrhunderts durch die Entwicklungen, die zum Ersten Weltkrieg geführt haben und durch die Auswirkungen des Krieges mit bedingt sind. Sicherlich ist die These der Urkatastrophe nicht so zu verstehen, dass der Erste Weltkrieg als ursächlich z. B. für den Zweiten Weltkrieg oder den Holocaust betrachtet werden kann. Aber das Gedenkjahr gibt Anlass aus einer geschichtlich und weltpolitisch veränderten Situation neu oder auch nur anders auf den Großen Krieg, wie er in der britischen und französischen Geschichtsschreibung bezeichnet wird, zu blicken.

Durch welche Entwicklungen und Stimmungen ist die Vorkriegszeit geprägt? Der Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert ist eine Zeit des beschleunigten gesellschaftlichen, ökonomischen und politischen Wandels. Die Zweite Industrielle Revolution erlebt ihre Blütezeit. Neue Technologien halten Einzug in die industrielle Produktion und das Alltagsleben. Die Elektrizität beginnt das Leben zu bestimmen und zu erleichtern. Der wissenschaftlich-technische Fortschritt in Chemie und Physik unterstützt die ökonomischen Erfolge. Das Deutsche Reich entwickelt sich zu einer dynamischen Wirtschaftsmacht und verdrängt die Weltmacht Großbritannien aus der Position der führenden Industrienation. Im Prozess der Globalisierung expandiert der Welthandel. Die Gewichte zwischen den Großmächten verlagern sich und das Deutsche Reich reklamiert für sich einen „angemessenen“ Platz unter den Großmächten jener Zeit.

Zum Prozess gesellschaftlicher Veränderung gehören die Neugründung und Ausweitung der Städte und Großstädte. Die Urbanisierung hat eine Umwälzung der Lebenswelten zur Folge. Die industrielle Produktion erfordert einen neuen Typus der Arbeitskräfte. Die Entstehung gewerkschaftlicher Organisationen und politischer Parteien bringt in Verbindung mit der Verbreitung von Zeitungen eine neue politische Öffentlichkeit hervor. Die industrielle Massenproduktion verschafft einem höheren Anteil der Bevölkerung die Gelegenheit, am ökonomischen Wohlstand teilzuhaben. In schriftlichen und visuellen Zeugnissen dieser Zeit ist ein hoher Fortschrittsoptimismus, ein ausgeprägtes Weltvertrauen und eine beeindruckende Unbefangenheit zu erkennen. Männer und insbesondere Frauen erobern sich neue gesellschaftliche Räume. Frauen stellen die patriarchalischen Strukturen in Frage und fordern das uneingeschränkte Wahlrecht.

Die beschleunigte Entwicklung mit ihren bürokratischen und organisatorischen Ausprägungen bringt als andere Seite der Medaille ihre Kritik hervor. Mit der Verstädterung wächst die Sehnsucht nach der Natur und naturnahen Lebensformen. Die bürokratische Reglementierung lässt neue Bewegungen der Freiheit und Unabhängigkeit entstehen, die mit alternativen Lebensformen experimentieren. So sind z. B. die bürgerliche und die proletarische Jugendbewegung zwei Erscheinungsformen dieser vielfältigen Bestrebungen, gelegentlich oder gar ganz aus dem Korsett des neuen Systems auszubrechen. Literatur, Theater und Kunst reflektieren die Ambivalenz des wissenschaftlich-technischen Fortschritts. In der Malerei beginnt die Zeit der klassischen Moderne, die abstrakte Malerei setzt sich durch. In Philosophie und Geisteswissenschaften wird die Frage nach der Stellung des Menschen, nach der Rolle der Subjekte zu einem dominaten Thema. Die Beschleunigung der Veränderungsprozesse führt neben der Möglichkeit das Neue zu gestalten auch zu Verunsicherung und Befürchtungen gegenüber dem Wandel oder auch zur Abwehr von Fremdem und Unbekanntem. Für die Menschen entsteht ein hoher Orientierungsbedarf, der mit unterschiedlichsten Erklärungsmustern und Ideologien bedient wird. U. a. findet der Sozialdarwinismus als kulturelles Muster enorme Resonanz.

Doch ist in den sich modernisierenden Gesellschaften das Militärische immer noch sehr mächtig. Das zeigt sich nicht nur in der großen Vorliebe mit der zu offiziellen Anlässen Uniformen getragen werden, sondern auch in der Resonanz, die der 1898 gegründete Deutsche Flottenverein und der 1912 gebildete Deutsche Wehrverein finden. Die Präsenz des Militärischen in der Gesellschaft kann auch als Kampf des Adels um seine gesellschaftliche Stellung interpretiert werden, denn die Führungsebene des Militärs rekrutiert sich im Wesentlichen aus dieser sozialen Schicht, deren Vorherrschaft durch die gesellschaftlichen Veränderungen in Frage gestellt ist.

Die Vorkriegszeit ist eine Phase eines enormen Rüstungswettlaufs. Technische Erfindungen und industrielle Produktion befördern diesen Wettbewerb, der wesentlich von den Befürchtungen über die Strategien und das Potential der anderen Mächte gespeist wird. Ein supranationales System der Rüstungskontrolle gibt es noch nicht. Die internationalen Beziehungen in der Vorkriegszeit sind durch verschiedene Krisen geprägt: Russisch-Japanischer Krieg 1904; 1. Marokkokrise 1905; Annexion der zum Osmanischen Reich gehörenden Länder Bosnien und Herzegowina durch Österreich-Ungarn 1908; 2. Marokkokrise 1911; Erster Balkankrieg 1912; Zweiter Balkankrieg 1913. Die Jahre zwischen 1900 und 1914 sind

wahrlich keine goldene Zeit des Friedens, aber die verschieden Konflikte können jeweils lokal begrenzt oder rechtzeitig eingedämmt werden, bevor sie von der Peripherie in die Zentren übergreifen.

Diese Erfahrungen haben im öffentlichen Bewusstsein offenbar eine doppelte Konsequenz. Zum einen führen sie dazu, dass zwischen den Nationen großes Misstrauen entsteht, das mit Mitteln der Geheimdiplomatie eingehegt werden soll. So stehen sich in Europa mit der Entente (Frankreich, Großbritannien und Russland) und dem Dreibund (Deutschland, Österreich-Ungarn, Italien) zwei Bündnissysteme gegenüber, die eine unterschiedliche Stabilität aufweisen und zum Teil sogar querliegende Verflechtungen (Frankreich und Italien) aufweisen. Zum anderen stützen diese Erfahrungen die verbreitete Einschätzung, dass Krisen zwar immer von großem Theaterdonner flankiert sind, jedoch immer wieder Lösungen gefunden werden, Konflikte zu befrieden oder die Beteiligten vor der letzten Konsequenz dann doch wieder zurück schrecken. Doch belegt dieses Spiel mit dem Feuer bzw. die Versuche, Interessenkonflikte gewaltförmig zu lösen, dass von den meisten Mächten ein Krieg als eine legitime Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln betrachtet wird.

Zwar bildet sich in dieser Zeit auch eine relativ starke Friedensbewegung, die sich zu internationalen Kongressen trifft. Ängste und Befürchtungen vor einem großen Krieg und seinen gravierenden Auswirkungen sind gesellschaftlich virulent. Noch am Tag der Kriegserklärung Österreich-Ungarns gegenüber Serbien findet am 28. Juli 1914 z. B. im Treptower Park in Berlin eine große Kundgebung gegen den Krieg statt, an der zwischen 100.000 und 200.000 Menschen teilnehmen. Ähnliche Aktionen werden aus weiteren deutschen und europäischen Städten berichtet.

Doch die pazifistischen Ideen brechen sich im Juli/August 1914 an den nationalistischen Stimmungen. Der internationalen Solidarität steht die Auffassung gegenüber, dass es ein Recht und eine Pflicht gebe, das eigene Vaterland gegen äußere Feinde zu verteidigen. Diese Haltung ist durch eine gezielte Informationspolitik, das Schüren von Feindbildern in der Presse, in Karikaturen und in Romanen, durch Unterstellungen und Bedrohungsszenarien genährt worden. In breiten Kreisen hat sich ein Gefühl von der Unvermeidlichkeit eines Krieges verfestigt. Auch der Mainstream der Kirchen, vor allem der protestantischen, unterstützt die allgemeine Kriegsbegeisterung. Weiter ist so etwas wie eine Selbstmobilisierung der Intellektuellen zu registrieren.

Das Deutsche Reich fühlte sich in seiner Mittellage durch Bündnisse eingekreist und von Feinden umgeben. Die Angehörigen der Entente fühlten sich

Für die Versorgung der belgischen Soldaten an der Yser-Frontlinie war die Eisenbahn zwischen Nieuwpoort und Diksmuide (Belgien) lebenswichtig, an die ein Land Art-Projekt erinnert.

durch die Expansionsbestrebungen, die wirtschaftliche Macht und die militärische Aufrüstung des Deutschen Reiches bedroht. Das war die Situation, in der das terroristische Attentat am 26. Juni 1914 auf den habsburgischen Thronfolger und seine Frau in Sarajewo geschah. Nach wechselseitigen Rückversicherungen in den Bündnissen, nach verschiedenen Ultimaten und diplomatischen Aktionen, erklärte Österreich-Ungarn schließlich am 28 Juli 1914 Serbien den Krieg. Damit wurden die weiteren Schritte in den Bündnismechanismen wie Mobilmachung, Kriegserklärung ausgelöst.

Weshalb, wenn es überhaupt zu einem Krieg kommen sollte, konnte dieser Konflikt nicht lokal eingegrenzt werden? Offensichtlich kulminierten in dieser Konfliktlage räumlich und auch sachlich völlig unterschiedliche Konflikte (territoriale Ansprüche, Unabhängigkeitsbestrebungen, Ängste vor Verlust der Großmachtstellung, Revanchegelüste usw.), die über die Bündnismechanismen miteinander verflochten waren und nach deren Auslösung nicht mehr eingefangen werden konnten. Damit soll keinesfalls behauptet werden, dieser Krieg hätte nicht verhindert werden können. Es wären zahlreiche Szenarien denkbar gewesen, mit dem aktuellen Konflikt umzugehen. Doch alle Beteiligten handelten im Bewusstsein eines bevorstehenden Verteidigungskriegs auf der Basis des legitimen Interesses zur Verteidigung des eigenen Landes. Nach diesem Verständnis gab es keine Angreifer sondern nur Verteidiger, auch wenn die Verteidigung in Form eines präventiven Angriffs geschah.

Vielleicht wäre der große Krieg noch zu verhindern gewesen, wenn den politisch und militärisch Verantwortlichen bewusst gewesen wäre, welches Ausmaß der Krieg annehmen, welches Leid er für die Soldaten und die Zivilbevölkerung mit sich bringen, zu welchen Verlusten an Menschenleben er führen, welche massiven Zerstörungen er bewirken und welche politischen und geographischen Veränderungen seine Folge sein würden. Doch bei Kriegsbeginn herrschte ein grenzenloser Optimismus von einem kurzen schnellen Krieg. Weihnachten wollte man wieder zu Hause sein, also gerade einmal fünf Monate waren bis zur Erreichung der Kriegsziele vorgesehen. In diesem Sinn, lässt sich von einem Krieg sprechen, den niemand gewollt hat.

Dass es dann zu einem großen, mehr als vier Jahre dauernden Krieg kam, war in den strategischen Planungen der Militärs nicht vorgesehen. Es kam zu einer explodierenden Entfesselung der Gewalt mit massiven und verlustreichen Materialschlachten, zum Einsatz von Giftgas als chemischer Waffe. Die Armeen gruben sich in Schützengräben ein. Die Festungsanlagen wurden mit Stacheldraht geschützt, die Grä-

Das „Canadian National Vimy Memorial“ auf der Hügelkette von Vimy erinnert an alle gefallenen kanadischen Soldaten. Von hier aus kann man den französischen Nationalfriedhof von Notre-Dame de Lorette auf der anderen Seite des Tales sehen.

ben liefen voll Wasser. Kälte, Nässe und Schlamm bestimmten wesentlich das Leben im Schützengraben. Für kleine Geländegewinne haben sich Millionen von Soldaten gegenseitig abgeschlachtet. Sie wurden von ihren Kommandeuren in den Kampf geschickt und dem Maschinengewehrfeuer der Gegner ausgeliefert. Je länger die Schlachten andauerten desto mehr mussten die Soldaten durch die Androhung drakonischer Strafen zum Angriff gezwungen werden.

Angesichts der massiven Verluste und des Scheiterns der militärischen Strategien stellte sich schon früh die Frage, weshalb es nicht möglich war, einen festgefahrenen Krieg zu beenden und einen Verhandlungsfrieden zu erreichen. In der Anfangsphase des Kriegs war sicherlich die Hoffnung leitend, dass der nächste Angriff, die nächste Schlacht den Durchbruch bringen und die Kriegsziele dann doch noch erreicht werden könnten. Jedoch je länger der Krieg dauerte, desto geringer waren die Chancen ihn vernunftgeleitet zu beenden. Die Ehre der vielen Opfer ließ aus der Sicht der Akteure einen solchen Schritt nicht zu. So zynisch es klingt, die Opfer mussten sich doch ‚gelohnt' haben. Zudem hatten in den beteiligten Ländern längst die Militärs die Entscheidungsgewalt an sich gerissen, die Politiker hatten kaum noch etwas zu sagen. So entwickelte sich dieser Krieg zu einem totalen Krieg, der nicht nur auf den Schlachtfeldern stattfand, sondern durch die Umstellung auf eine Kriegswirtschaft, die Auswirkungen der Seeblockade auch massiv das Leben der Zivilbevölkerung beeinträchtigte. Es ist nur auf den Hungerwinter 1916/1917 hinzuweisen.

Die Fachtagung, deren Ergebnisse in diesem Band dokumentiert werden, hat sich wesentlich mit den Ereignissen an der deutschen Westfront beschäftigt. Der Krieg an der Ostfront oder die Kriegshandlungen in Südosteuropa wurden vernachlässigt. Damit wurden auch wesentliche globale Kriegsereignisse im Kaukasus oder im asiatischen Raum nicht hinreichend beleuchtet, wie auch die Folgen des Kriegs im Vorderen Orient nicht näher beschrieben wurden. Dadurch kam auch die Tatsache zu kurz, dass der Krieg im Westen wesentlich ein Krieg der Nationalstaaten war, während im Osten sogenannte Vielvölkerstaaten auch gegen die zentrifugalen Kräfte des Strebens nach Unabhängigkeit kämpften.

Am Ende des Kriegs sind 9 Millionen tote Soldaten, 6 Millionen zivile Tote, 20 Millionen Verstümmelte und unzählige Traumatisierte zu beklagen. Der Krieg bzw. die Kriege waren jedoch mit dem Waffenstillstand vom 9. November 1918 nicht beendet. Die kriegerischen Auseinandersetzungen auf dem Balkan und mit dem geschrumpften Osmanischen Reich dauerten bis 1923. In Russland tobte ein heftiger Bürgerkrieg. In verschiedenen Regionen kam es zu Revolutionen und Gegenrevolutionen. Zur Gewaltgeschichte dieser Zeit gehören Pogrome und ethnische Säuberungen.

Am Ende des Kriegs sind die europäischen Großreiche zerfallen, zahlreiche neue unabhängige Staaten sind entstanden (u. a. die baltischen Staaten, Finnland, Polen, Tschechoslowakei). Es kommt zu massiven Gebietsveränderungen in Europa. Die globale Vormachtstellung Europas gelangt an ihr Ende, der Aufstieg der neuen Großmacht USA hat begonnen. In einigen Ländern kommt es kurzzeitig zu politischen Experimenten, es beginnt eine Phase des Aufbaus demokratischer Gesellschaften.

Ein Baum im Wald nahe Zonnebeke (Belgien). Nach erbitterten Kämpfen stand dort nach Kriegsende kein einziger Baum mehr. Nach der Beseitigung der Kriegstrümmer, pflanzte man junge Bäume, die allerdings den nächsten Weltkrieg nicht überlebten. Die gesamte Gegend musste noch einmal aufgeforstet werden.

Eine intensivere Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg könnte für die politische Bildung den Blick auf das gesamte (kurze) 20. Jahrhundert weiten. Damit könnten sich neue Facetten einer Europäischen Erzählung zeigen, die die Hintergründe aktueller europäischer Konflikte im Kontext der historischen Erfahrung beleuchten. Gerade im Jahr der Wahlen zum europäischen Parlament könnte dies ein konstruktiver Beitrag zur Entwicklung einen europapolitischen Erzählung sein.

Bei der Fachtagung vom 28. bis 29. Oktober 2013 in Bonn stand im ersten Teil der Veranstaltung die Beschäftigung mit fachwissenschaftlichen Erkenntnissen auf der Agenda (Kapitel 2 bis 4 der Dokumentation). Der zweite Teil der Tagung sollte Anregungen für die Praxis politischer Jugend- und Erwachsenenbildung vermitteln (Kapitel 5 bis 9).

Für die Planung und Werbung von eigenen Veranstaltungen an dieser Stelle noch ein weiterer Hinweis: Der *Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.* hat eine Internetplattform eingerichtet, die Material zu Projekten zum Thema Erster Weltkrieg bereit stellt und weiterführende Links enthält. Der Veranstaltungskalender dieser Plattform gibt einen Überblick über zahlreiche Aktivitäten im In- und Ausland zur 100-jährigen Wiederkehr des Beginns des Ersten Weltkriegs: www.100-Jahre-Erster-Weltkrieg.eu . Für alle Akteure besteht die Möglichkeit, diesen Kalender um eigene Veranstaltungen zu ergänzen und auf eigene Vorhaben hinzuweisen.

Diese Broschüre ist mit Bildern der niederländischen Fotografin Susanne Stoop illustriert worden. Die in Leiden/Niederlande lebende Fotografin hat diese Fotografien von Kriegsgräbern und Stätten des Großen Kriegs in Belgien und Nordfrankreich in einer Serie mit dem Titel „Fields of Honour" zusammengestellt.

Abschließend sei dem Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend herzlich für die Förderung der Veranstaltung und dieser Dokumentation aus Mitteln des Kinder- und Jugendplans des Bundes gedankt. Frau Katharina Schöllgen, Leiterin des Referats „Jugend und Bildung" im BMFSFJ, danke ich für einen anregenden Austausch über das Konzept und die Schwerpunkte der Fachtagung.

Berlin im Januar 2014

1914. Europäisches System, Kriegsursachen, Krisenmanagement

Jürgen Angelow

Der Erste Weltkrieg wurde von 1914 bis 1918 in Europa, dem Nahen Osten, Afrika, Ostasien und auf den Weltmeeren geführt. Er involvierte 25 Staaten und deren Kolonien, in denen insgesamt 1,35 Milliarden Menschen lebten, also etwa drei Viertel der damaligen Erdbevölkerung. Der Krieg griff tief in die gesellschaftlichen Gefüge der jeweiligen Staaten ein, forderte rund 17 Millionen Menschenleben, fast die Hälfte davon waren Zivilisten, und hinterließ mehr als 21 Millionen Verwundete. Er gilt als eine einschneidende politische, wirtschaftlich-soziale und kulturelle Zäsur für Europa und die Welt, als Markstein jenes verhängnisvollen Schrittes aus der Zivilisation, der vom US-amerikanischen Historiker und Diplomaten George F. Kennan und von zahllosen Publizisten nach ihm als ‚Urkatastrophe' beschrieben worden ist.

Das schon etwas abgegriffene Wort ‚Urkatastrophe' umreißt den Verlust der bürgerlich-aristokratisch geprägten Kultur des ‚alten Europa' und ihres inneren, systemischen Zusammenhalts infolge des durch den Krieg hervorgerufenen sozialen Wandels, der russischen Revolution sowie der Neuordnung des Staatensystems. Es beschreibt weiter einen gravierenden mentalen Umbruch, der ein neues Zeitalter eingeleitet hat, das vom Sozialtypus des modernen ‚Gewaltmenschen' *(Volker Berghahn)*

Reste von Stacheldrahtzäunen an der Yser-Frontlinie zwischen Nieuwpoort and Diksmuide (Belgien)

geprägt war. Schließlich bildet es jene abgebrochene oder umgebogene Globalisierungs- und Internationalisierungstendenz ab, die sich 1914 in der Radikalisierung nationaler Erwartungshaltungen bemerkbar gemacht hat und auch nach dem Krieg als Polarisierungstendenz wirksam geblieben ist. Mit dem Ersten Weltkrieg und der Oktoberrevolution von 1917 ging die Epoche des ‚alten Europa' zu Ende. Die Zäsur 1914 markiert eine ‚Schleuse', die das ‚lange 19. Jahrhundert' in das ‚kurze 20. Jahrhundert' übergehen ließ, das als ‚Zeitalter der Extreme' oder ‚Katastrophenzeitalter' durch die beiden Weltkriege und diktatorische Herrschaftssysteme geprägt war *(Eric Hobsbawm)*.

Historiografiegeschichtlicher Abriss

Die Frage nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges ist durch Historiografie und Publizistik stets kontrovers beantwortet worden. Auseinandersetzungen darüber setzen sofort nach dem Ende des Krieges ein und konzentrierten sich zunächst auf das zentrale Problem der Kriegsschuld, die Deutschland und seinen Verbündeten angelastet worden war. Das ‚Für und Wider' dieser Behauptung wurde durch umfassende nationale Aktenpublikationen und Quellensammlungen aller Kriegsteilnehmer gestützt, die hochgradig manipulativ, zum Teil sogar verfälschend sind. Sie lassen das Handeln der staatlichen Führungseliten in den Vordergrund treten und inspirierten zahllose politikgeschichtliche Studien auf nationaler Grundlage. Während sich Luigi Albertini in den vierziger Jahren als erster aus dem Banne der Kriegsschuldkontroverse löste, wurde die politikgeschichtliche Engführung erst in den 60er Jahren überwunden, als nunmehr inneren Triebkräften außenpolitischer Entscheidungen ein größeres Gewicht beigemessen wurde. Gesellschaftliche Interessen, vermeintliche und tatsächliche wirtschaftliche und politische Repressionen, Mentalitäten und öffentliche Meinung fanden nunmehr in unterschiedlicher Weise Eingang in die Analyse des Kriegsausbruchs *(Hans Ulrich-Wehler, Wolfgang J. Mommsen)*. Andere Vertreter der Zunft beharrten dagegen weiter auf dem Primat äußerer geopolitischer Faktoren sowie einer Dominanz außenpolitisch-strategischer Überlegungen und Gleichgewichtsideen *(Egmont Zechlin, Karl Dietrich Erdmann, Andreas Hillgruber, Klaus Hildebrand)*. Obwohl die Fruchtlosigkeit einer Debatte um den Primat innerer oder äußerer Faktoren angesichts ihrer gegenseitigen Verschränktheit auf der Hand lag, brachte die Kontroverse mehr Licht in das Verhältnis von inneren und äußeren Bedeutungsfaktoren.

Die Debatten über die „Schuldfrage" im Wandel der Zeit

Mit dem Abstand zu den Ereignissen nahmen Distanz und Selbstkritik zu, historische Quellen und Perspektiven diversifizierten sich. Die Ereignisse wurden aus dem Blickwinkel der Akteure, ihrer Handlungsspielräume und angeblichen -zwänge, aus der Logik des Systems oder stärker von gesellschaftlichen Strukturen her beleuchtet. Einige Historiker konstruierten lange Linien, die in den Krieg geführt hätten, andere kürzere oder beides. Wieder andere hoben die Einzigartigkeit der Situation oder friedliche Alternativen hervor. Hegemoniale und imperialistische Kriegsziele wurden vermutet, und auf deutscher Seite Weltherrschaftspläne sowie eine langfristige Kriegsentfesselung unterstellt *(Fritz Fischer, A. J. P. Taylor, John C. G. Röhl)*. Es wurden bündnispolitische Ab- und Rücksichten ins Feld geführt, ebenso Versagen, zu große Passivität, Unverantwortlichkeit und Charakterschwäche. Mit dem zeitlichen Abstand verblasste der Wert der historischen Interpretationen für die Konstruktion nationaler Identitäten, Schuldzuweisungen schwanden, Perspektiven öffneten sich in Richtung auf den transnationalen Vergleich und die Einbeziehung globaler Tendenzen, die Inhalte der Debatte verließen den nationalen Resonanzraum.

Mit der seit den 1990er Jahren spürbaren kulturgeschichtlichen Öffnung hin zur ‚neuen Diplomatiegeschichte' bzw. zu einer ‚Kulturgeschichte der internationalen Beziehungen' waren neue Forschungsperspektiven und Fragestellungen sowie eine Schärfung der analytischen Begriffe verbunden. Mit der Forderung nach einem dynamischen Konzept für die Rolle von Staaten, politischen Begriffen und politischer Praxis verband sich die Notwendigkeit, internationale Verflechtungen und Netzwerkbildungen aus politischer Perspektive zu sehen, die Rolle der Wirtschaft neu zu durchdenken, Kommunikationsprozesse und kulturelle Transfers im Zusammenhang mit den internationalen Beziehungen zu untersuchen und schließlich internationale Vergesellschaftungsprozesse in den Blick zu nehmen. Die neue Geschichte der internationalen Beziehungen stellt nicht mehr den einzelnen Staat oder die einzelne Nation in den Mittelpunkt, sie verlangt nach einer globalen und systemischen Annäherungsweise. Gleichzeitig bleiben die Historiker aufgefordert, das methodische Problem der Rückbindung von individuellem Handeln an politisch-gesellschaftliche Strukturen zu lösen.

Interpretationen zum Kriegsausbruch

Die Frage, warum der Krieg 1914 ausgebrochen ist, hat im Laufe der Zeit keine abschließende Beantwortung gefunden, wohl aber unterschiedliche Annäherungen: Der Kriegsausbruch erschien als logische

Konsequenz eines deutschen Machtstrebens, das aus dem ‚Zuspätgekommensein' des Reiches resultierte. Hiergegen ist einzuwenden, dass es vor 1914 ernstzunehmende Ansätze eines friedlichen Aufholens in wirtschaftlichen, handelspolitischen und kolonialen Fragen gegeben hatte, deren Realisierungschancen trotz der britischen Einkreisungs- und Blockadepolitik nicht unterschätzt werden sollten. Ebenso wenig kann von einer absichtsvollen Kriegsentfesselung *(Fritz Fischer, John C. G. Röhl)* ausgegangen werden. Der ‚Große Krieg' war nicht einmal gewollt, wie prominente Wortmeldungen bestätigen. Er wurde von keiner Regierung als vernünftiger Ausweg angesehen, auch wenn sich einzelne Scharfmacher in der Presse, der Diplomatie oder in militärischen Kreisen so artikulierten. Nach Ansicht des britischen Außenministers Edward Grey musste ein moderner Krieg zwischen den Großmächten angesichts der technischen und personellen Voraussetzungen sowie der finanziellen Belastungen in einer „beispiellosen Katastrophe" münden. Den Kriegsbeginn kommentierte er am 3. August mit den Worten: „In ganz Europa gehen die Lichter aus und wir werden nicht erleben, dass sie angezündet werden". Auch Reichskanzler Bethmann Hollweg hatte angesichts des zivilisatorischen Fortschritts vor dem unvorstellbaren „Elend und der Zerstörung", die ein großer Krieg „über die Völker bringen würde" gewarnt. Bei Ausbruch des Krieges bedauerte er „den Wahnsinn einer Selbstzerfleischung der europäischen Kulturnationen". – Es ließen sich weitere Wortmeldungen dieser Art anführen. Doch wenn ihn niemand wollte, warum brach der Große Krieg dann aus?

War er die Folge einer gleichsam unabweisbaren wie eskalierenden österreichisch-ungarischen Gewaltdisposition gegenüber Serbien und der russischen Risikostrategie zu dessen Verteidigung? Diese Annahme ist zumindest problematisch, denn Wien verfolgte gegenüber Serbien eine Doppelstrategie, die zunächst durchaus friedliche Optionen favorisierte, wie das Balkanprogramm der Doppelmonarchie seit 1912 oder ein Vergleich der beiden Fassungen des Matscheko-Memorandums nahe legen, und Russland war durchaus nicht unter allen Umständen bereit, sich von den kleinen Balkanstaaten am Gängelband führen zu lassen.

War der große Krieg dann etwa eine sich selbst erfüllende Prophezeiung *(Wolfgang J. Mommsen)* oder – im Gegenteil – das eher unwahrscheinliche Resultat einer Ordnung und Kultur, die an ihn eigentlich nicht mehr glaubte und angesichts des hoch entwickelten Abschreckungspotenzials unvertretbare Risiken einging *(Holger Afflerbach, Friedrich Kießling, Klaus Wilsberg)*? Beide Annahmen sind wissenschaftlich abgestützt, obwohl sie sich widersprechen. Oder war der Kriegsaus-

Als die Kämpfe nahe Ypern (Belgien) begannen, wurden die Soldaten auf dem Gemeindefriedhof beerdigt. Nicht viel später musste dieser erweitert werden – daher der Name „Erweiterungsfriedhof“.

bruch der Unfähigkeit und Verdorbenheit der Diplomatie anzulasten, zumal der deutschen *(Lüder Meyer-Arndt)*?

Ein Krieg als Ausdruck unbewältigter Transformationsprozesse

Lassen Sie mich eine Behauptung aufstellen: Der Kriegsausbruch von 1914 war Ausdruck geistig unbewältigter Transformationsprozesse: der Mutlosigkeit und des nationalen Egoismus der politischen Entscheidungsträger, ihres Rückfalls in alte Erfahrungsmuster, ihrer Unfähigkeit, sich der Dynamik des Systems anzupassen, ihres Misstrauens in die Belastbarkeit von Annäherungen, die außerhalb ihrer engeren Bindungen lagen, ihrer Täuschungen und Selbsttäuschungen, ihrer Verunsicherung über die richtigen Konzepte zur Bewältigung der Krise sowie ihrer mangelnden Fähigkeit, adäquate Ebenen des politischen Kommunizierens und Agierens zu finden. Diese Hypothese, die ich vor drei Jahren in meinem Buch „Der Weg in die Urkatastrophe“ formuliert habe, ist inzwischen prominent bestätigt worden. In seiner in deutscher Übersetzung eben vorliegenden Arbeit resümiert Christopher Clark, dass die Protagonisten von 1914 „Schlafwandler“ waren – „wachsam aber blind, von Albträumen geplagt, aber unfähig die Realität der Gräuel zu erkennen, die sie in Kürze in die Welt setzen sollten“ (Clark, S. 718). Um meine Behauptung zu stützen, erlaube ich mir, Ihnen sieben Thesen vorzutragen und auf die Frage der Kriegsschuld, der Konzepte und Stereotype, der Deutungs- und Handlungsebenen, den Beziehungen innerhalb und der Qualität des Staatensystems, der südosteuropäischen Konfliktregion und der Rolle des Gewaltfaktors einzugehen. Dies kann hier nur skizzenhaft und problemorientiert erfolgen.

1. Kriegsschuldfrage

Der Erste Weltkrieg ist nicht durch die Schuld einer einzelnen Macht ausgebrochen. Gerade aus der Perspektive des europäischen Systems, sowie der Verflechtungen und Beziehungen der Staaten und Gesellschaften auf internationaler Ebene erweist sich, dass inkonsistentes Verhalten der herrschenden Eliten, uneinheitliche Positionen in den jeweiligen Machtzentren, widersprüchliche Handlungen einzelner Staatsmänner und zeitabhängige Schwankungen innerhalb der Krisenszenarien eine friedliche Lösung be- bzw. verhindert haben. Zwar ist der Anteil der einzelnen Staaten am Kriegsausbruch unterschiedlich verteilt; – es kann aber von einer Mitverantwortung aller Akteure des Systems gesprochen werden. Auf allen Seiten wurden zu große Risiken eingegangen, überall fanden sich Doppelbödigkeit und Inkonsistenz. Deutlich wird auch, dass alle Seiten gleichermaßen die Verantwortung für eigene, den Krieg nach und nach herbeiführende Handlungen stets dem Gegner aufbürdeten, der die angeblich unwiderstehlichen externen Zwänge, unter denen man selbst handelte, verschuldet hatte[1].

Überlegungen auf Seiten Österreich-Ungarns und Deutschlands

Die österreichisch-ungarische Regierung hatte die Initiative bei der Verschärfung der Krise bis zur Abgabe des Ultimatums. Dabei wälzte sie die Konsequenzen ihrer Entscheidung vom 7. Juli auf Russland ab, stellte dessen Passivität in Rechnung und betrachtete für den Fall der Eskalation einen großen Krieg als hinnehmbar, da es die deutschen Verbündeten schon militärisch richten würden. Dies war eine „verbrecherisch leichtsinnige Politik“ *(Afflerbach)*, die auf überaus optimistischen Einschätzungen basierte. Sie wird durch das Buch von Christopher Clark etwas relativiert, der gezeigt hat, dass man der serbischen Regierung nicht trauen durfte. Sie bewies zwar nach außen große Nachgiebigkeit kartete aber stets nach, sobald der Druck nachließ[2]. Wien ging daher nicht ganz zu Unrecht davon aus, Serbien würde nur die Sprache der Gewalt verstehen. Clark hat ebenso darauf hingewiesen, dass das österreichisch-ungarische Ultimatum deutlich schwächer formuliert worden war als das Rambouillet-Abkommen, welches die Nato Serbien-Jugoslawien zur Einhaltung ihrer Linie im Kosovo im Februar-März 1999 vorlegte[3]. Es hätte also auch angenommen werden können, wenn sich die Großmächte einig gewesen wären und Russland sich nicht mit Serbien solidarisiert hätte. Dennoch wird man nicht umhinkommen, die österreichisch-ungarische Politik als Katalysator der Krise und als fatalistisch zu charakterisieren.

Die deutsche Haltung wird – heute anders als noch vor 20 Jahren – nicht mehr als „kalkuliertes Risiko“ sondern als „Brinkmanship“ *(Thomas Lindemann, Friedrich Kießling)* – als waghalsig und eben nicht kalkuliert sowie ‚unvermögend’ *(Meyer-Arndt)* beschrieben. Der Aspekt der Unfähigkeit verdient viel größere Aufmerksamkeit als der einer angeblichen, heute nur noch von ganz wenigen Historikern unterstellten Kriegstreiberei, denn die deutsche Diplomatie hatte vom Bündnispartner Österreich-Ungarn keine genauen Auskünfte über den zeitlichen Rahmen und die Qualität der Aktion bekommen. Ohne eigene sachliche Situationsanalyse, wartete Berlin ungeduldig auf die Wiener Entscheidungen, lief ihnen viel zu lange hinterher, geriet gegen Ende der Krise, am 29. Juli, in Panik, ohne das Ruder noch herumreißen zu können. Die beiden entscheidenden Personen des deutschen Krisenmanagements waren überfordert. Während Staatssekretär Gottlieb

1 Clark, S. 664.
2 Clark, S. 374-375, 586
3 Ebd., S. 585.

von Jagow in den entscheidenden Tagen der Krise einen nervösen und ängstlichen Eindruck machte, soll Reichskanzler Bethmann Hollweg an einen Ertrinkenden erinnert haben[4].

Frankreich, Russland und England als politische Gegengewichte

Die französische Außenpolitik in der Julikrise, die vor allem vom Präsidenten der Republik, Raymond Poincaré, verantwortet wurde, gilt zu Recht als „Manöver am Rande des Abgrunds“ *(Stefan Schmidt)*. Poincaré war es gelungen, Außenminister René Viviani, einen Befürworter der Entspannungspolitik, aus den Entscheidungen herauszuhalten. Einerseits solidarisierte sich Paris beinahe blind mit dem serbischen Widerstand gegenüber den Forderungen Wiens, die sofort als „unannehmbar“ bezeichnet wurden[5] und stärkte der russischen Führung den Rücken, als sie mit Mobilisierungsmaßnahmen an der Eskalationsschraube drehte. Andererseits versuchte es in London den Eindruck zu erwecken, mäßigend zu wirken, um die britische Unterstützung nicht zu verlieren[6].

Übermäßig riskant und in sich widersprüchlich war das Agieren Russlands, das sich diesmal, anders als während der Balkankriege und anders als gegenüber der österreichisch-ungarischen Führung kommuniziert, deutlich mit Serbien solidarisierte und sein Bemühen um eine Internationalisierung der Konfliktlösung mit einer militärischen Mobilisierung verband. Dem hatte eine Überbewertung der militärischen Möglichkeiten Deutschlands[7] aber auch Österreich-Ungarns durch den russischen Militärgeheimdienst zugrunde gelegen[8]. Gegenüber dem Schicksal Österreich-Ungarns als Mitspieler im Konzert der Großmächte verhielt sich St. Petersburg bereits 1912 und ebenso 1914 desinteressiert[9]. Es glaubte nicht mehr an dessen Großmachtstatus und verweigerte ihm die im Kreis der Großmächte selbstverständliche Möglichkeit einer Satisfaktion gegenüber minder privilegierten Störenfrieden wie Serbien.

Großbritannien betrieb zu einem Viertel Entspannungs- und zu drei Vierteln Bündnispolitik *(Angelow)*. Außenminister Grey hatte die deutsch-britische Zusammenarbeit stets als nachrangig empfunden und ging davon aus, angesichts der Überspannung des Empire und der Schwierigkeiten, die sich in Wirtschaftsfragen aber auch an der Peripherie der britischen Besitzungen in Asien abzeichneten, die Loyalität Russlands um jeden Preis erkaufen zu müssen[10]. Dass die Russen alle britischen Schlichtungsversuche sabotierten und mit ihrer Mobilmachung den Stein ins Rollen brachten, wurde von Grey schlichtweg ignoriert. Gegenüber den Deutschen deckte er die Karten viel zu spät auf und ließ sie bis zum 1. August im Unklaren, ob Großbritannien nicht eventuell doch neutral bleiben würde.

Betrachtet man die Handlungen aller wichtigen Akteure des Systems während der Julikrise in ihren gegenseitigen Verschränkungen, dann kann kein einziger von ihnen von Mitverantwortung freigesprochen werden. Von der Alleinschuld eines einzelnen Akteurs kann heute allerdings nicht mehr die Rede sein, und diese Behauptung ist inzwischen auch bedeutungslos geworden, da es nicht mehr darum geht, die eigene Nation zum militärischen Durchhalten zu bewegen oder eine ungerechte Friedensordnung – wie die der Pariser Vorortverträge – zu legitimieren.

2. Handlungsleitende Konzepte

Neben Entspannungstendenzen, die nach der zweiten Marokkokrise 1911 in den internationalen Beziehungen anzutreffen waren, war in den Jahren vor 1914 auch der Ausbau der Entente- und Bündnisstrukturen weiter vorangeschritten. Beide Tendenzen verhielten sich konträr zueinander. Viele Zeitgenossen glaubten nicht daran, dass in Konfliktsituationen die Regierungen der europäischen Kulturnationen die „letzte Karte“ spielen würden. Die damit verbundenen Risiken schienen viel zu hoch. Daraus leitete sich die Möglichkeit ab, seine Ziele mit Hilfe von Bluff- und Hochrisikostrategien durchzusetzen, da der Gegner schon irgendwann die Nerven verlieren und aufgeben würde. Und wenn er dies nicht täte, dann war der Krieg sowieso nicht zu vermeiden.

Derartige Vorstellungen waren auf beiden Seiten der entstehenden Kriegskoalitionen gleichermaßen vorhanden und bestimmend. Sie speisten sich weniger aus optimistischen Erwartungen als aus Verzagtheit, morbiden Abstiegsängsten und einer stereotypen Virtualisierung der realen Welt, die so reale Züge anzunehmen begann, dass man sie für die Realität selbst hielt. Die deutsche Reichsleitung befürchtete, mit dem Wachstum der russischen Ressourcen, vor allem der militärischen, nicht mehr Schritt halten zu können und glaubte, den eigenen Status nur im Verein mit Österreich-Ungarn sichern zu können. Frankreich und Russland waren ähnlich aneinandergekettet. Großbritannien fürchtete, imperialen Einfluss an Russland und Vertrauen gegenüber Frankreich zu verlieren und verhielt sich in Richtung auf beide entgegenkommend.

In der österreichisch-ungarischen Herrschaftselite grassierten 1914 – im Nachklang des „Fin-de-siècle“ *(Karl Kraus: Wien als Versuchsstation für den Weltuntergang)* innere Statusunsicherheit und Zukunftsangst. Aus einer fatalistisch-morbiden Stimmung heraus waren einige maßgebliche Vertreter bereit, übergroße Risiken einzugehen, wie aus der

Die Wälder von Zonnebeke (Belgien). Die Gegend wurde nach dem Krieg von Kriegstrümmern geräumt und aufgeforstet.

4 Äußerungen von Tirpitz, ebd., S. 664.
5 Ebd., S. 637.
6 Ebd., S. 646.
7 Angelow
8 Clark, S. 657.
9 Ebd., S. 386.
10 Ebd., S. 420-421 (Persien-Abkommen, S. 422).

Sentenz eines wichtigen Ballhausplatz-Akteurs hervorgeht: „Wenn der Weltkrieg daraus entsteht, so kann uns das gleich bleiben. (...) Wenn unsere Armee nichts taugt, dann ist die Monarchie ohnehin nicht zu halten, denn sie ist heute der einzige Zusammenhalt des Reiches." *(Alexander Graf Hoyos)*. Dass das Gesagte für die gesamte k.u.k. Herrschaftselite verallgemeinert werden kann, ist zu bezweifeln, aber diese Haltung war sehr verbreitet. Ebenso lohnend wäre es, darüber nachzudenken, ob denn ein langsamer und unkriegerischer Statusverlust (nach dem Slogan: „getting smaller") angesichts der damit verbundenen Problemreduzierung und Vitalisierung tatsächlich so schmerzhaft gewesen wäre, wie angenommen. In Bezug auf die Habsburgermonarchie lag eine solche Lösung erkennbar in der Logik der historischen Entwicklung. Doch vor dem Hintergrund der Dekadenzdiskurse der Jahrhundertwende wurde Reduzierung mit Verfall assoziiert. Und ebenso blieb fraglich, ob Wien die Gestalter- oder die Opferrolle annehmen wollte: „In welcher Form sich der Zerfall der Monarchie abgespielt hätte, wenn der Krieg vermieden worden wäre, lässt sich natürlich nicht sagen" – wird Ottokar Graf Czernin, der letzte Außenminister der k.u.k. Monarchie, nachträglich formulieren – „Wir mussten sterben. Die Todesart konnten wir uns wählen, und wir haben uns die schrecklichste gewählt".

Gravierende Fehlurteile und übertriebene Ängste – wie in Bezug auf die selbstruinösen russischen Rüstungen oder Schwierigkeiten bei der 1916 anstehenden Verlängerung des deutsch-russischen Handelsvertrages -, stereotype Wahrnehmungen, so im deutsch-britischen Verhältnis, nach germanophoben Ausfällen der englischen Unterhaltungsliteratur und Yellow-Press, denen sich Regierungsvertreter inhaltlich anschlossen, wie das paranoide ‚Crowe-Memorandum' vom 1. Januar 1907 bewies, oder die hypochondrische Reaktion der deutschen Reichsleitung im Umfeld der von den Briten unnötigerweise geleugneten Verhandlungen um eine britisch-russische Marinekonvention im Frühjahr 1914 annoncierten, dass die reale Welt mit ihren Verflechtungen und Notwendigkeiten der Kooperation durch eine virtuelle Welt nationaler Vorurteile, Bedrohungsszenarien und Ängste überlagert wurde, die sich verfestigten und das Handeln der Politiker in Krisensituationen immer nachhaltiger bestimmte.

3. Konkurrierende Deutungs- und Handlungsebenen

In der Julikrise 1914 kann von einer lähmenden Konkurrenz politischer Deutungs- und Handlungsebenen gesprochen werden. Der Globalisierung des Systems in den Bereichen Handel, Kapitalmobilität, Massenmigration und Arbeitsteilung *(Sebastian Torp)* folgte im ausgehenden 19. Jahrhundert eine verstärkte Internationalisierung der Staatenbeziehungen. Beispiele hierfür sind die beiden Haager Konferenzen 1899 und 1907, an denen 26 bzw. 44 Staaten mit eigener Stimme teilgenommen hatten, ebenso auch das Vorhandensein zahlreicher internationaler Organisationen mit Deutungsanspruch *(Madeleine Herren)*. Es gab vor 1914 sogar internationale Schiedsverfahren

des Haager Gerichts, wenn auch ad hoc und nicht als ständige Einrichtung, in denen Konflikte zwischen den Staaten friedlich beigelegt werden konnten. Doch diese Prozesse hatten Gegenbewegungen hervorgerufen, zu konkurrierenden Deutungen und zu einer Verunsicherung des politischen Handelns der traditionellen Eliten geführt. Die Konfliktlinie verlief zwischen der traditionellen, einzelstaatlich basierten Diplomatie und der neuen international verflochtenen Diplomatie. Neue Instrumente und Regeln waren auf dem Vormarsch, aber sie waren noch nicht an die Stelle der alten getreten.

Niemand wusste, welche Handlungsebene noch oder schon belastbar war: Ob die Julikrise durch eine internationale Konferenz geregelt würde, wie sie die Russen vorschlugen, also unter Einbeziehung der Balkanstaaten, – was den Vorteil gehabt hätte, dass Serbien dann die eingebrockte Suppe auch selbst hätte auslöffeln müssen, – oder auf der Ebene des bereits weitgehend diskreditierten ‚Konzerts der europäischen Großmächte', wie London, Paris und Rom nahe legten, immerhin hätten bei dieser Konstellation die Hauptverdächtigen in der zweiten Reihe gehalten werden können, – oder – was das Vorgehen Wiens anging – durch bündnisgestützte staatliche Alleingänge, blieb dahingestellt. In der Julikrise überkreuzten sich entsprechende Initiativen. Da sich die Beteiligten nicht auf einen allgemein akzeptierten Handlungs- und Problemlösungsraum verständigen konnten und jede Seite davon ausging, dass ihre Ebene der Betrachtung und des Agierens die zutreffende war, gab es auch keine am Ergebnis orientierte Kommunikation.

4. Dynamik der Staatenbeziehungen

Auch die Dynamik der Staatenbeziehungen muss neu durchdacht werden: In Europa gab es 1914 Bündnisse, Ententen und Annäherungsprojekte, deren Dynamik viel größer war, als bisher angenommen. Die Verunsicherung hierüber berührte den Status der einzelnen Mächte direkt und führte zu Handlungen, die auf die Festigung der eigenen und die Schwächung vermeintlich gegnerischer Verbindungen gerichtet war. Da die Regelung von Konflikten stets mit bündnispolitischen Bedeutungen und Interessen verknüpft war, wurde sie zusätzlich verkompliziert. Es handelte sich in der Julikrise eben nicht nur um das Verhältnis der Großmächte auf dem Balkan sondern auch um die Wahrung imperialer Positionen gegenüber möglichen Konkurrenten – auch aus dem eigenen Lager – oder den vermeintlichen Zwang, etwas für den Bündnispartner tun zu müssen, um das jeweilige Bündnis zu stabilisieren. Die Julikrise führte schließlich zur offensiven Ausweitung des deutsch-österreichisch-ungarischen und des

Wenn man die Augen schließt, kann man noch die Soldaten aus den Schützengräben ins Unbekannte rennen sehen – Soldatenfriedhof La Targette (Frankreich)

französisch-russischen Zweibundes – denn weder die französische Unterstützungszusage gegenüber Russland im Falle eines Krieges, der aus der Einmischung Russlands in den Konflikt zwischen Wien und Belgrad folgte, noch die deutsche Zusage im reziproken Fall waren durch die bestehenden Verträge gedeckt.

Weiter entstand in der Krise aus der bisherigen französisch-britisch-russischen Entente eine neue Allianz. Infolge der Neutralität Italiens und Rumäniens wurden der Dreibund mit Italien und der Bündnisvertrag mit Rumänien qualitativ geschwächt – beide Mächte fanden sich später im gegnerischen Lager wieder. Andere Annäherungsprojekte, die den Bündnissen entgegenliefen, wurden abgebrochen, wie im Falle des 1912/13 fruchtbaren deutsch-britischen Verhältnisses. Gerade für die Détente zwischen London und Berlin – die neuerdings mit dem Attribut „fadenscheinig“ belegt und wieder skeptischer bewertet wird[11] – wurde die Julikrise zur „Stunde der Wahrheit“. Doch hätte ein Bruch dieser Détente mit etwas mehr Geschick und politischer Konsistenz auf beiden Seiten auch vermieden werden können.

Denn die Annäherungsprojekte wirkten fort, wie der im Frühjahr 1914 beigelegte Streit um die Bagdadbahn und die Verhandlungen um eine Aufteilung des portugiesischen Kolonialbesitzes in Afrika bewiesen. Und auch den deutschen Botschafter in London, Karl Max von Lichnowsky trifft hier keine Schuld, denn der war bis zuletzt ein Anhänger der deutsch-britischen Verständigung und – aus dem Spektrum der Diplomatie – der vielleicht hellste Kopf und schärfste Gegner der deutschen Risikopolitik.

5. Irritierte Systemfunktionen

Angst, Misstrauen und Unsicherheit ergaben sich auch aus dem europäischen System selbst, dessen zentrale Funktionen ‚Ordnung, Legitimität und Wohlergehen' *(Paul W. Schroeder)* verunsichert worden waren. Die Ordnungsfunktion des Systems hatte sich seit dem Wiener Kongress immer weiter reduziert. Es gab keinen von allen Gliedern akzeptierten Grundkonsens von Interventionskriterien zugunsten der Aufrechterhaltung des Gesamtsystems mehr. Und wenn sich die Großmächte zu einer militärischen Intervention aufrafften, wie die gemeinsame Flottendemonstration vor der albanischen Küste 1913 bewies, zeigte dies keine Wirkung. Kompensatorische Alleingänge Österreich-Ungarns im Jahre 1913 hatten zwar der Durchsetzung der Londoner Konferenzbeschlüsse gedient, das System aber weiter diskreditiert. Die Solidarisierung Russlands mit Serbien in der Julikrise verdeutlichte, dass es die exklusive Durchsetzung gewohnheitsrechtlich ausgeübter Ordnungsfunktionen durch einzelne Großmächte gegenüber den kleineren Staaten nun, ein Jahr später, nicht mehr akzeptierte. Damit war in der Krise die Ordnungsfunktion des Systems lahm gelegt.

Die Legitimitätsfunktion des Systems war in zweierlei Hinsicht erschüttert: Konsens bestand weder in Bezug auf die leitenden Prinzipien des Gesamtsystems noch auf die Existenzberechtigung jedes einzelnen seiner Glieder. Vor allem Österreich-Ungarn und Russland waren durch das Gewicht ihrer inneren Nationalitätenkonflikte erschüttert und verunsichert. Reformen und gesellschaftliche Integration schienen nur durch außenpolitische Prestigeerfolge möglich zu werden – wie aus zeitgenössischen Wortmeldungen im Vorfeld der Krise hervorgeht. Auch dieser Zusammenhang war – zumindest, was seine langfristigen Wirkungen anging – konstruiert und künstlich, aber er war verinnerlicht und damit handlungsrelevant.

Wohlergehen im System zu organisieren und damit soziale Spannungen zu mindern, hätte ein Abgehen von ordnungspolitischen Eingriffen im Verkehr der Staaten untereinander verlangt. Phänomene wie Protektionismus, Einwanderungsgesetze, Pass- und Hygienevorschriften sowie Grenzkontrollen zeigten jedoch an, dass Volkswohlstand und Globalisierung als Gegensatz gesehen und aus Verflechtungen resultierende Chancen nicht ergriffen wurden. Tatsächlich bedeutete ökonomische Globalisierung vor 1914 zwar eine Vermehrung von Handels- und Kapitaltätigkeit sowie einen Anstieg von Kommunikation und Massenmigration, nicht aber die Überwindung von nationaler Spaltung. Im Gegenteil, vielfach führte internationale Vernetzung gerade zu einem Bedürfnis nach übertriebener nationaler Selbstbestätigung und Abgrenzung.

6. Die südosteuropäische Konfliktregion

Der Kriegsausbruch von 1914 war ebenso Ausdruck des verunsicherten Umgangs der europäischen Großmächte mit dem dynamischen südosteuropäischen Subsystem. Der Regionalkonflikt zwischen Österreich-Ungarn und Serbien konnte deshalb zum Auslöser des großen Krieges werden, weil sich in dieser Region zum einen Statusinteressen mehrerer Großmächte kreuzten, deren Gewichte, abhängig von regionalen Machtverschiebungen, stets neu ausgehandelt werden mussten (*Lothar Gall)*, nationaler Eigensinn und Einsicht in bestehende Klientelbeziehungen der Balkanstaaten miteinander konkurrierten, so dass der Einfluss der Großmächte insgesamt fraglicher wurde und das Bedürfnis entstand, regionale Konflikte auf die internationale Ebene zu verlagern, und schließlich auch die Pazifikationskonzepte der Großmächte starken Schwankungen unterlagen. So verkehrte sich die Pazifikationsabsicht der Habsburgermonarchie vom Juni 1914 gegenüber Serbien durch das Ereignis des Attentates Anfang Juli sogleich ins Gegenteil. Und auch Russland schwankte in der Julikrise zwischen der vorgeschlagenen Internationalisierung und friedlichen Schlichtung des Regionalkonflikts ohne Ge-

11 Clark, S. 417.

sichtsverlust und der ‚Ultima Ratio' des Eintretens für den durchaus für problematisch befundenen serbischen Schützling.

Zieht man darüber hinaus auch die Balkanakteure in die Betrachtung, so muss deren vom mittel- und westeuropäischen Fall abweichender Politikstil in Rechnung gestellt werden, der durch historisch begründete Genozidtraumata (Amselfeld 1389) geprägt war und eine starke patriarchalisch-kriegerische Komponente einschloss. Ein staatliches Gewaltmonopol existierte dort nicht, Kombattanten und Nichtkombattanten ließen sich schwer unterscheiden, Sippen und Familienclans gaben den Ton an. In Serbien waren nach den Balkankriegen Militärführer aufgetreten, die über soviel Macht und Ansehen verfügten, dass sie die Regierungen beeinflussen oder stürzen konnten, was – bereits vor Kriegsbeginn – von österreichisch-ungarischer Seite als „Prätorianertum" beschrieben und kühl in Rechnung gestellt wurde.

Hinzu kamen sich überlagernde nationale Maximalforderungen und irredentistische Programme der Balkanakteure, die sich aus längst verblichenen Großreichen ableiteten, etwa den großbulgarischen oder großserbischen Reichen im Mittelalter. Territoriale Forderungen wurden von Seiten Serbiens auch gegenüber Österreich-Ungarn erhoben, Christopher Clark spricht davon, dass es zwei Serbien gab, das offizielle Serbien der politischen Landkarte und das expansionistische, ethnische Serbien des Irredentismus. Beide waren untrennbar miteinander verknüpft. Vor dem Empfangssaal des Belgrader Kriegsministeriums befand sich das Wandbild einer serbischen Landschaft mit allegorischer weiblicher Figur, auf deren Schild die noch zu befreienden Provinzen aufgezählt waren: unter anderem die unter österreichischer Herrschaft stehenden Gebiete Bosnien, Herzegowina, Vojvodina und Dalmatien.[12]

7. Unbestimmtheiten bei der Gradation der Gewaltfaktors

Die Forschung hat die Gradation des Gewaltfaktors in Abhängigkeit von den systemischen Konsequenzen politischen Handelns in der Julikrise bisher nicht ausreichend berücksichtigt. Darin lag auch der Fehler der deutschen Reichsleitung, die dieses Problem nachrangig behandelte und am 5. und 6. Juli 1914 Zusagen traf, die sich auf einen anderen Konflikt bezogen als den ursprünglich erwarteten. Zu einem Blankoscheck wurden diese Zusagen erst, als es Berlin unterließ, den sich verändernden Bedingungen Rechnung zu tragen und rechtzeitig umzusteuern. Drei Szenarien sind zu unterscheiden:

Eine begrenzte, militärische Lektion?

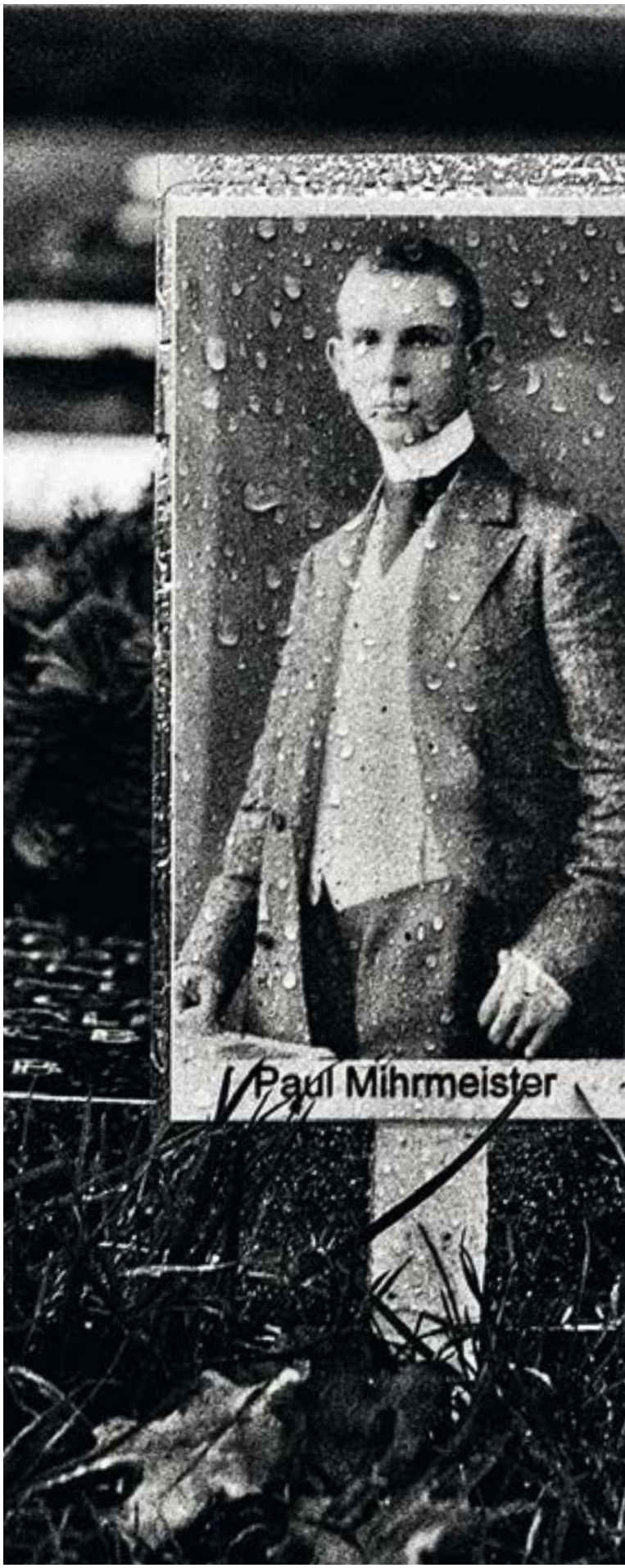
Zunächst eine reflexartige, militärisch begrenzte ‚Lektionserteilung' Österreich-Ungarns gegenüber Serbien, die mit Ausnahme der Idee einer Besetzung Belgrads 1914 nirgends genauer beschrieben wird. Während der bosnischen Annexionskrise hatte der damalige österreichisch-ungarische Außenminister eine solche Aktion als eine den Mächten im Voraus mitzuteilende „Lektionserteilung gegen Kriegskostenersatz" charakterisiert. Ein solcher Konflikt war von der deutschen Reichsleitung erwartet worden, die Mächte hätten ihn wahrscheinlich – ganz genau lässt sich das allerdings nicht sagen – hingenommen. Wichtig aber wäre in dem Fall gewesen, dass nur wenig Zeit zwischen dem Attentat und der Reaktion verging. Da Berlin angesichts noch nicht getroffener Entscheidungen die Tragweite des österreichisch-ungarischen Vorgehens nicht übersehen konnte, war sein Drängen, endlich zu handeln, nicht auf Eskalation sondern auf Lokalisierung und Deeskalation gerichtet. – Auch dieser Umstand ist durch die Forschung bis heute nicht zutreffend bewertet worden. Nachdem die deutsche Reichsleitung Ende Juli sowohl die Umrisse des Wiener Vorgehens als auch die prekäre eigene Situation endlich erfasst hatte und nun, viel zu spät, den Versuch unternahm, umzusteuern, wurde diese Initiative durch Halbherzigkeit geschwächt, durch das Zusammenspiel von deutscher Botschaft in Wien sowie Ballhausplatz hintertrieben und endlich durch die Eskalationsspirale infolge der russischen Mobilmachung verhindert.

Ein lokaler Krieg?

Das zweite Szenario betraf den Lokalkrieg Österreich-Ungarns gegen Serbien mit bedeutend ausgeweiteten militärischen Ressourcen, hohen Opfern und lohnenden Kriegszielen, die auf eine ‚durchgreifende Lösung' zielten. Unter den österreichisch-ungarischen Militärs bestand die Auffassung, Serbien würde seine Lage nur begreifen, wenn es gezwungen werden könnte, bedeutende Verluste an Menschen und Material hinzunehmen. Konkrete Vorstellungen zu einem lokalen Krieg waren bereits im Umfeld der beiden Balkankriege entstanden, in denen sich die militärische Schlagfertigkeit der serbischen Armee herausgestellt hatte. Die Entscheidung hierzu fiel erst nach den deutschen Zusagen vom 5. und 6. Juli auf der Wiener Ministerratssitzung vom 7. Juli. Sie musste die deutsche Versicherung für eine ‚Lektionserteilung' in einen ‚Blankoscheck' für den Lokalkrieg verwandeln, falls nicht rechtzeitig eine Korrektur der deutschen Haltung erfolgte. Bekanntlich kam der Versuch einer solchen Korrektur zu spät und misslang. Wollte Russland seinen serbischen Schützling nicht einfach opfern, lag die Gefahr der Eskalation des Lokalkrieges zum ‚großen Krieg' im Raum. Dieses Problem ist von allergrößter Bedeutung, denn hier lag der eigentliche Schlüssel für den Kriegsausbruch. Wien hatte mit seiner Entscheidung vom 7. Juli, einen Lokalkrieg zu führen, die rote Linie überschritten. Die systemischen Konsequenzen dieser Entscheidung aber hatte es nach St. Petersburg verlagert, was

12 Clark, S. 598-599.

sich als Testfall hinstellen ließ. Machen sie den Krieg, dann war er sowieso nicht zu verhindern und es ist besser, er kommt jetzt als zu einem späteren Zeitpunkt – so das fatalistische Resümé. Mit einem möglichen Lokalkrieg war der Konflikt jedoch auf eine gefährlichere Ebene gehoben worden und infolgedessen musste sich auch im deutsch-österreichisch-ungarischen Binnenverhältnis die Verantwortung des Krisenmanagements auf die stärkeren Schultern verlagern. Berlin hätte die Pläne seines Verbündeten zwingend beaufsichtigen und rechtzeitig stoppen müssen und es muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dies nicht getan zu haben.



Paul Mihrmeister wird noch gedacht. Er starb 1917 im Alter von 26 Jahren und wurde auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Langemark (Belgien) begraben.

Ein ‚großer Krieg'?

Schließlich ging es um einen ‚großen Krieg', den es seit dem napoleonischen Zeitalter nicht mehr gegeben hatte. Ein solcher Krieg wurde von keiner Regierung als Ausweg angesehen. Auch die Militärs hatten widersprüchliche Ansichten hierzu, sie waren in der Julikrise weniger maßgeblich. Natürlich traten einige als Vertreter ‚simpler Lösungen' in Erscheinung: „Nur los lassen, das andere besorgen wir" – doch ob sie zum Zuge kommen würden, lag außerhalb ihrer Macht. Ein großer Krieg war nicht mehr so einfach vorzustellen, er musste aber hingenommen werden, wenn er der nationalen Ehre, der Aufrechterhaltung des eigenen Status oder des einer verbündeten Macht diente. Diese Kriegsgründe, Ausdruck der Dominanz feudaler Restmentalitäten, wiesen auf das Motiv einer zu überwindenden Dekadenz hin, aber auch auf das des Duells als Befähigungsnachweis *(Birgit Aschmann).* Sie zeigten gleichermaßen an, dass ein großer Krieg aus profaneren Gründen – wie Territorialverschiebungen oder kolonialen Rivalitäten – nicht mehr akzeptiert wurde.

Zwar wurde ein solcher Krieg im kollektiven Bewusstsein vielfach als Übel betrachtet und jede Kosten-Nutzen-Relation musste ihn ausschließen, er war aber geistig-kulturell und mental noch nicht vollständig bewältigt. Deshalb hätte Berlin gegenüber Wien in der Serbienfrage, die den Status der verbündeten Monarchie berührte, nur schlecht insistieren können, was Bethmann Hollweg am 7. Juli folgendermaßen auf den Punkt brachte: „Reden wir ihnen zu, so sagen sie, wir hätten sie hineingestoßen; reden wir ab, so heißt es, wir hätten sie im Stich gelassen (...) und wir verlieren den letzten mäßigen Bundesgenossen". So wurde Berlin schließlich in Mithaftung genommen.

Der vermeidbare Krieg

Der Erste Weltkrieg hätte – so lässt sich im Lichte des eben Ausgeführten wohl sagen – vermieden werden können – und er wäre besser vermieden worden. Menschliches Handeln wird von Erfahrungen und deren Verarbeitung aber auch durch situationsabhängige,

noch unreflektierte Momente bestimmt, die besondere Gestaltungskraft und Sensibilität erfordern. In der Julikrise gingen strukturelle Gegenläufigkeiten und individuelles Versagen Hand in Hand. Zunächst hinkten Realitätsverarbeitung und politische Konzepte den realen Verhältnissen und Möglichkeiten hinterher. Warum wurden die Chancen der neuen, globalisierten Welt nicht erkannt und geistig verarbeitet? Zwar hatte Bethmann Hollweg bereits eine Ahnung davon, wie ‚alt' und abgelebt seine Welt schon war, wie aber die neue aussehen würde, die doch längst Einzug hielt, sah er nicht. Die politische Klasse Europas hätte die Gefahren erkennen müssen, die aus ihrer traditionell bellizistischen Disposition resultierten. Sie hätte wenigstens Weichen im Sinne der Kontrolle von Affekten und dem Aufbau langer, deeskalierender Handlungsketten stellen müssen: Wenn die Reaktivierung des europäischen Konzerts nicht mehr möglich war, hätte der Ausbau einer belastbaren internationalen Handlungsebene in den Staatenbeziehungen eine Alternative bieten können, wie sie die heutige Welt weitgehend bestimmt. Doch dazu konnten sich die Akteure noch nicht aufraffen.

Geschichte ist immer offen und das Scheitern liegt genauso in der Logik menschlichen Handelns wie der Erfolg. So gesehen, markierte die Julikrise nicht nur die radikale Vereinfachung verschiedener Handlungsmöglichkeiten, die im Absturz des ‚alten Europa' in die Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts mündeten, sondern auch ein Paradigma für menschliche Unzulänglichkeiten und menschliches Versagen.

Literaturhinweise

Angelow, Jürgen (2010): Der Weg in die Urkatastrophe. Der Zerfall des alten Europa 1900 – 1914, Berlin

Clark, Christopher (2013): Die Schlafwandler. Wie Europa in den Krieg zog. München

Autor

Apl. Prof. Dr. Jürgen Angelow lehrt an der Universität Potsdam Neuere Geschichte und befasst sich insbesondere mit der Politik- und Diplomatiegeschichte des 19. und frühen 20. Jahrhunderts.

Schlachtfeld auf der Hügelkette von Vimy. Durch die Bombardements wurde die Landschaft für immer verändert. In Erinnerung an die im Kampf Getöteten wurde die Landschaft so belassen.

Das Deutsche Reich und der Erste Weltkrieg

Unvollkommene Betrachtungen zu einer politischen, strategischen und militärischen Kulminationskatastrophe

Eberhard Birk

1. Hinführung

Am Anfang war die Frage nach der Schuld – und sie war schnell zu beantworten: der andere. So war es bereits zu Beginn des Ersten Weltkrieges für den deutschen Kaiser Wilhelm II. klar: „Mitten im Frieden überfällt uns der Feind." Spätestens nach vier Jahren europäischer Selbstzerfleischung und intensivster Kriegsführung selbst an der Peripherie des europäischen Weltkonzertes zu Lande, zur See und zur Luft war für die Siegerallianz, wie sie im Artikel 231 des Versailler Vertrages festhielt, genauso klar, dass die „Alleinschuld" beim Deutschen Reich und seinen Verbündeten lag. Aber schnelle Antworten, auch jene, die von ihren demokratischen Wählern verpflichteten Politikern gegeben werden, sind nicht immer richtig – dafür zerstörte der Erste Weltkrieg zu viel an Menschenleben und materiellen Gütern. In einer komplexen Interaktion unterschiedlichster Akteure mit unterschiedlichsten Interessen, Betrachtungsper-

Heute ein Fahrradweg zwischen Nieuwpoort and Diksmuide (Belgien) war die Strecke früher eine Eisenbahnlinie und gleichzeitig Frontlinie, die trotz heftiger Kämpfe über Jahre hinweg unverändert blieb. Entlang der Strecke kann man noch die Überreste von Bunkern, Beobachtungsposten, Schützengräben und ähnlichem sehen.

spektiven sowie kulturell überlagerten Selbst- und Fremdbildern kann es klare und richtige Antworten sowie klinisch reine und als objektiv zu beurteilende Schuldzuweisungen vermutlich auch nicht geben.

Ganz gleich, wem man die „Schuld“ am Beginn des Ersten Weltkrieges zuschreibt – und jeder Autor hat „seine“ Version: sie reichen von „Mitten im Frieden überfällt uns der Feind“ und einer „Alleinschuld Deutschlands und seiner Verbündeten“ durch einen geplanten „Griff nach der Weltmacht“ *(Fritz Fischer vor einem halben Jahrhundert)* über ein leichtfertiges Versagen aller Regierungen, die wie „Schlafwandler“ *(so nun Christopher Clark)* agierten, hin zu einer von deutscher Seite verfolgten „Konzeption des kalkulierten Risikos“ *(so Kurt Riezler, der Referent des deutschen Reichskanzlers Bethmann-Hollweg aus nächster Nähe)* –, jenen Weltkrieg, der entstand, wollte keiner der Akteure. Aber den Krieg als solchen zu verhindern, wollte auch keiner der Akteure. So ließ man Europa in den Krieg taumeln. Er entwickelte sich ganz anders als ihn die Generalstäbe erwartet hatten. Und die verantwortlichen Politiker waren sich nicht bewusst, dass ihr Vertrauen auf deren „verantwortlich-professionelles Planen“ den Keim des Unglücks in sich barg. Als überall in Europa von ethisch verantwortlicher Politik „losgelassen“ wurde, gingen – in den Worten des britischen Außenministers Grey – „die Lichter aus“.

Mit einem Abstand von 100 Jahren zum Beginn des Ersten Weltkrieges hat die „Schuldfrage“ an politischer Brisanz verloren. Und historiographisch ist festzustellen, dass es allen Beteiligten klar war, dass der (kommende) Krieg, ganz gleich welche regionale oder qualitative Dimension er auch annehmen würde, zu einer Veränderung der jeweiligen innenpolitischen Systeme und des Verhältnisses mindestens der europäischen Staaten zueinander führen würde; ganz zu schweigen davon, dass der Krieg als Ereignis oder Prozess mit all seinen politischen, militärischen und gesellschaftlichen Veränderungen als solcher auch nicht durch die Kodifizierung einer individualisierten Schuldzuweisung rückgängig gemacht werden konnte.

Als „Urkatastrophe“ des 20. Jahrhunderts *(„The great seminal catastrophe of this century“; George F. Kennan 1979)* war der Erste Weltkrieg je nach Perspektive jedoch „Schuld“ an den vielfältigsten Entwicklungschancen und -sackgassen von Staaten, Volkswirtschaften und Gesellschaften im aus dem Krieg erwachsenden „kurzen Jahrhundert“. Gleichwohl entbinden derartige Bilanzen nicht von der Notwendigkeit anhaltender kritischer Differenzierungen. Eine „Urkatastrophe“ ist schließlich keine „Ursünde“, sie kann weder die Verursachenden noch die Nachfolgenden von der Verantwortung für politisches und militärisches Handeln freisprechen. „Urkatastrophen“ haben Ursachen und tragen durch die von ihnen freigesetzten Kräfte dazu bei, dass Entwicklungen katalysatorisch verdichtet und beschleunigt werden. Aber auch die Freisetzung ungeheurer Destruktivkräfte entlässt die in ihnen Handelnden nicht aus ihrer Verantwortung – und auch nicht jene, die nach ihnen mit deren Ergebnissen gestaltend und verantwortlich umzugehen haben.

Zur Reichweite dieses Beitrags

Es bedarf kaum einer Erklärung, weshalb sich kein Autor zutrauen dürfte, den Ersten Weltkrieg erschöpfend und detailliert in allen seinen Verästelungen auf knappem Raum präzise darzustellen. Eine angemessene Bewältigung des Themas kann prinzipiell entweder einen kursorischen, an der Oberfläche bleibenden Überblick skizzieren oder eine begründete Konzentration auf ausgewählte Aspekte zur Vertiefung vornehmen. In Form einer „unvollkommenen Betrachtung“ kann aber auch ein essayistischer Versuch gewagt werden, den Ersten Weltkrieg in den Dreiklang historischen Verstehens – der allgemeinen Breite des historischen Stroms, der Vertiefung einzelner Aspekte und deren reflexive Rückbindung – einzufügen. Und da, was meist vergessen wird, im Kern sämtliche politischen, gesellschaftlichen und sozialen Entwicklungen während des Krieges von dessen militärischem Verlauf abhängig waren, gilt es den Faktor Militär in seiner politischen und strategischen Dimension bereits in der Zeit vor dem Krieg zu beleuchten, bevor dann der Verlauf des Krieges im Hinblick auf seine Auswirkungen dargestellt wird.

Wenn dabei der Schwerpunkt auf der „deutschen“ Perspektive liegt, so hat dies zwei Gründe: Erstens würde ein dia- und synchroner Vergleich auch nur der zentralen europäischen Staaten, Armeen und Gesellschaften vor und im Krieg sprichwörtlich den Rahmen „sprengen“ und zweitens zwingt dies zu einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Geschichte, deren Ziel es nicht sein sollte, sich mit dem Hinweis auf eine geteilte und ähnlich gewichtete Verantwortung aller Mächte zu bescheiden. Dies erfolgt im vollen Bewusstsein der Tatsache, dass der gegenwärtige Mainstream der internationalen Forschung eine nuancenreiche Nivellierung von Schuldzuweisungen diskursiv auslotet.

2. Präludium

Die Rolle des „Militarismus“ im Deutschen Reich

Die Kaiserkrone des Deutschen Reiches wurde 1870 – parallel zur umsichtigen Diplomatie Bismarcks – auf den Schlachtfeldern Frankreichs geschmiedet. Die feierliche Proklamation des neuen Reiches am 18. Januar 1871 geschah nicht ohne Grund im Spiegelsaal von Versailles. Sie dokumentierte einerseits die Ablösung Frankreichs als kontinentale Führungsmacht und andererseits, dass es nun im Herzen Europas, wo über Jahrhunderte in Form des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation in den Augen der Anrainerstaaten ein machtpolitisches Vakuum

existierte, in das die anderen Mächte ihre strategischen Interessen hinein abfedern konnten, einen an Bevölkerung, wirtschaftlicher und militärischer Leistungsfähigkeit starken Monolith gab. Als solcher war er jedem anderen Staat in Europa überlegen. In den zeittypischen Vorstellungen politischer und militärischer Duellsituationen musste er keine Auseinandersetzung scheuen – dies allerdings unter der Voraussetzung, dass es bei einer derartigen Situation bleiben würde. Bismarck als Gründer und Reichskanzler zielte deshalb darauf, die anderen europäischen Mächte zu beruhigen, indem er auf die Saturiertheit des Reiches unter seiner politischen Leitung verwies. Dieser Monolith hatte jedoch einige, später auch als „Geburtsfehler" bezeichnete Charakteristika: er war als Deutsches Reich staatsrechtlich ein Fürstenbund; seine Nationalstaatlichkeit errang er durch Krieg, nicht wie etwa Frankreich durch eine „Revolution von unten". Als „verspätet", noch dazu „eingekreist" zwischen arrivierten Mächten entstandener Nationalstaat war er trotz aller vermeintlichen Stärke mit einer eigentümlichen Nervosität und Fragilität behaftet, die oft mit einer martialischen, auch überstarken militärischen Ausstrahlung kompensiert wurde.

Gerade seine phänomenologische Stärke verleitete später dazu, den vermeintlichen Militarismus, der über einige Jahrzehnte von der Forschung als Erklärungsmodell für den Weg in die „Urkatastrophe" diagnostiziert wurde, als wissenschaftliches Paradigma anzunehmen. Unter „Militarismus" versteht man gemeinhin einen Vorgang oder Zustand, in dem die Werte einer militärischen Subkultur zu allgemein-gesellschaftlichen Leitwerten erhoben sind. Dies schließt ein: die Befürwortung hierarchischer Ordnungen und Befehlsstrukturen in Organisationen, die Betonung persönlichen Kampfesmutes und persönlicher Opferbereitschaft, die Hervorhebung der Notwendigkeit einer heroischen Führerschaft in extremen Bewährungssituationen sowie die Überzeugung von der Unausweichlichkeit bewaffneter Konflikte innerhalb des internationalen Staatensystems und damit auch jene von der Notwendigkeit der Schaffung der für das Austragen solcher Konflikte erforderlichen Voraussetzungen.

Dabei ist natürlich richtig und offensichtlich, dass – wie in anderen Staaten Europas aber auch – überaus starke militärische Erscheinungsformen im Deutschen Reich virulent waren. Als Stichworte mögen genügen: Dominanz militärischer Denkweisen, Überbetonung militärischer Prinzipien und „preußischer Tugenden", militärische Formen in der Erziehung, die Verherrlichung des Krieges sowie der allgemeine Vorrang alles Militärischen resp. Soldatischen – in Summe eben die Übertragung von Denkfiguren des militärischen Submilieus auf die Ebene staatlicher Leit- resp. Kulturwerte.

Indes: wer wollte dies einem Staat verdenken, in dem die (konservativen) Eliten und Militärs eben in der Armee den Begründer und Bewahrer des Deutschen Reiches sehen mussten? Und legte man den Augenmerk bei der Politischen Kultur im Kaiserreich auf ihre „demokratische" Dimension, so wäre auch im Nachhinein in weiten Teilen der (bürgerlichen) Bevölkerung eine hohe Zustimmung für die ambitionierte Außen- und Flottenpolitik sowie die vom Militär zelebrierte militärische Prachtentfaltung festzustellen. Dies dokumentierten auch die ca. 30.000 Kriegervereine, die seit 1900 im Kyffhäuserbund vereint waren, der vor dem Krieg ca. 3 Mio. Mitglieder umfasste – und der 1898 gegründete Flottenverein hatte im Jahr darauf bereits 250.000 Mitglieder. Die Popularität des Militärs und insbesondere des Großen Generalstabes, der seit den „Reichseinigungskriegen" als Gehirn militärischer Operationskunst galt, war ungeheuer hoch.

Die dem Untergang geweihte Armee auf dem „Buttes New British Cemetery" in der Nähe von Zonnebeke (Belgien)

Das Selbstbild einer souveränen Großmacht

Ebenso hoch hätte auch der Stolz des Bürgertums auf die eigenen Leistungen sein können. Der Erfindungsreichtum der Ingenieure, die globale Spitzenposition der deutschen Bildungs- und Universitätslandschaft zur Jahrhundertwende, die Organisation des Industrie-, Finanz- und Wirtschaftslebens sowie die dadurch entstehende Dynamik des „Wirtschaftsstandortes" Deutschland beförderten das Reich auf eine kontinentale Führungsposition. Es hatte vor dem Ersten Weltkrieg der Industriemacht Großbritannien den Rang abgelaufen. Dass das Bürgertum nicht auf seine eigenen Leistungen so stolz war, dass es sich von dem monarchischen Kanon der konservativen Eliten abgrenzte, lag darin begründet, dass beide in den vermeintlich revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie den Keim des Sturzes der „gottgewollten" Staatsform erblickten und deshalb einen politischen Schulterschluss praktizierten. Gleichwohl wurde dieser Schulterschluss durch eine quer laufende Verwerfungsfront durchzogen, da es zwei grundsätzliche Legitimationsmodelle staatlicher Souveränität gab: das Militär sah sich mit seinem zunächst vor- und dann anti-demokratischen Standes- bzw. Kastengeist genauso als Verkörperung der Souveränität wie der Reichstag. Hier war die Interessenslage des Bürgertums gespalten, zumal das Kaiserreich eben auch ein Rechtsstaat war.

Trotz aller militärisch-dekorativer „Aufhübschung" war er indes nicht einmal ein besonders „militärisch" durchstrukturierter. Nicht nur dass sich das Reich als Nationalstaat mit seinen preußischen, sächsischen, bayerischen und württembergischen Königsheeren neben der nationalen kaiserlichen Marine vier mehr oder weniger eigenständige Armeen „leistete", mag auf den ersten Blick irritieren. Auch der Militarisierungsgrad war im Vergleich zu Frankreich geradezu schwach. Das Kaiserreich hatte bei einer etwas größeren Bevölkerung kaum mehr Soldaten als die alte Bundesrepublik bis zum Mauerfall – und niemand würde diese ernsthaft als besonders militaristisch bezeichnen wollen! Quantität ist jedoch nicht mit Qualität gleichzusetzen. Und gerade die Qualität der deutschen Streitkräfte galt damals als allen anderen überlegen.

Außenpolitische Wirkung des Deutschen Reiches

Aber erst verbunden mit neuen weltpolitischen Ambitionen und der Suche nach einem „Platz an der Sonne“ unter Wilhelm II., die als notwendigen Unterbau eine starke Flotte benötigten, sahen die Mächte des „alten Europas“ im Reich einen ernstzunehmenden Herausforderer des Systems – nicht ganz zu Unrecht aus deren Perspektive: wozu benötigte schließlich das Deutsche Reich, das über das qualitativ beste Heer verfügte, zusätzlich noch eine große Marine? Ohne auf die Stationen wilhelminischer Außenpolitik, beginnend über die Nichtverlängerung des Rückversicherungsvertrages mit dem russischen Zarenreich, diverse Zeitungsinterviews des Kaisers, seine „Hunnenrede“ oder den „Pantherspung“ nach Agadir einzugehen – nach und nach entfaltete das als aggressiv wahrgenommene außenpolitische Auftreten des Reiches eine integrative Wirkung auf die anderen europäischen Mächte und führte letztlich sogar zu einem immer engeren Zusammenrücken alter Konkurrenten. Dafür hatten Großbritannien, Frankreich und das Russische Reich zwar auch noch andere Gründe wirtschaftlicher, innenpolitischer oder kolonialer Art – und sie waren daher auch nicht per se nur gegen das Reich gerichtet. Indes: das Reich fühlte sich eingekreist und die ursprüngliche defensive Ausrichtung einer Entente cordiale 1904 sowie deren Erweiterung zur Triple-Entente nach dem britisch-russischen Ausgleich im Jahre 1907 erhielt zusehends eine offensivere Ausrichtung, da sie auch mit militärischen Absprachen verbunden wurden. Letzteres ist übrigens ein Gesichtspunkt, der in dem vermeintlich sehr viel engeren Verhältnis zwischen dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie trotz der beschworenen „Nibelungentreue“ so nie stattgefunden hat.

Gleichwohl: In einem wirtschaftlich aufsteigenden Nationalstaat mit weiterreichenden Ambitionen, noch dazu vor dem Hintergrund zunehmender wirtschaftlicher Verflechtungen im globalen Maßstab, mehr als eine abstrakte Gefahr für den „Weltfrieden“ zu erkennen, der auch in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg nirgends „ausgebrochen“ war, würde die strukturellen Ursachen für dessen Beginn im Jahre 1914 unzulässig verkürzen. Tatsächlich stand hinter dem Anlass ein komplexes Ursachenbündel.

3. Strukturelle Kriegsursachen

Deutschlands Weltpolitik: „Platz an der Sonne“

Da für eine angestrebte „Weltmachtrolle“ eine größere Flotte notwendig war, führte dies quasi automatisch zu einem Wettrüsten zur See mit Großbritannien. Durch den Bau qualitativ überlegener Schlachtschiffe

Auf dem Weg zurück nach dem Besuch des kanadischen Soldatenfriedhofs in der Gegend von Vimy (Frankreich)

(„Dreadnaught“-Sprung) ging dabei Großbritannien schon 2-3 Jahre vor dem Krieg als „Sieger“ hervor und das Deutsche Reich nahm beinahe Kurs auf den Staatsbankrott. Selbst wenn diese „Frontkonstellation“ diplomatisch schwer zu durchbrechen war, gab es durchaus Bereiche, in denen in den die Ententen überlagernden Détenten sicherheitspolitisch „rational“ kooperiert werden konnte, ohne dass hieraus ein „renversement des alliances“ – von deutscher Seite mehr erhofft als erwartet – ableitbar war. Denn: Für Großbritannien kam es in der Folge vielmehr darauf an, eine hegemoniale Position des Deutschen Reiches auf dem Kontinent zu verhindern und gleichzeitig die geostrategischen Interessen Russlands, das viel mehr als das Deutsche Reich als weltpolitischer Konkurrent der Zukunft wahrgenommen wurde, von Asien auf (Süd-)Osteuropa zu lenken. Die Aufrechterhaltung der Triple Entente, die 1907 durch den britisch-russischen „Ausgleich“ die 1904 zwischen Frankreich und Großbritannien geschlossene Entente cordiale erweiterte, war daher eher in grundsätzlichem strategischen Interesse Großbritanniens als ein „Ausgleich“ mit dem Reich.

Fortdauer des französischen Revanchedenkens

Keine französische Regierung konnte es sich leisten, auf die Forderung der Rückkehr Elsass-Lothringens in das französische Staatsgebiet zu verzichten. Frankreich verstand sich – als Monarchie oder Republik – stets als „une et indivisible“. Ein Ausgleich – sei es aufgrund einer Volksabstimmung oder als Ergebnis einer diplomatischen Annäherung – war außerhalb jeglicher Vorstellung, weshalb diese „Front“ besonders stabil war. Selbst wenn die Erinnerung an die „Schmach“ von 1871 sukzessive abklang, so war dieses geschichtspolitische Argument in Krisenzeiten reaktivierbar. Für Frankreichs Sicherheit galt ein Bündnis mit Russland im strategischen Rücken des Deutschen Reiches als „conditio sine qua non“. Zudem erhielt auch Serbien eine erhebliche finanzielle Unterstützung von Frankreich. Die strategische Logik war offensichtlich: Sollte im Südosten Europas erneut ein Krieg beginnen, so wären hier mit Österreich, Russland und Deutschland drei europäische Großmächte betroffen, was den Druck auf Frankreichs Ostgrenze merklich reduzieren konnte. Im Spannungs- bzw. Kriegsfalle musste aber auch Frankreich seine bündnispolitische Zuverlässigkeit, hier ebenfalls verstanden als „Nibelungentreue“, demonstrieren. Diese wurde aber auch von Russland erwartet. Bereits 1905 wurde durch französische Anleihen das Zarenreich vor dem Kollaps gerettet und auch dessen strategischen Eisenbahnlinien, die für eine rasche Mobilisierung der Truppen notwendig waren, wurden mit französischem Geld gebaut. Nicht umsonst ist der französische Ministerpräsident Poincaré während der Zuspitzung der „Juli-Krise“ nach Russland gereist, um über das weitere Vorgehen zu beraten.

Russischer Panslawismus

Der russische Zar war weltlicher Herrscher aller Reußen, Oberhaupt der orthodoxen Christenheit und verstand sich zudem als Schutzherr aller Slawen. Deshalb stand Russland auch jenen Balkanstaaten (insbesondere Serbien) bei, deren Politik sie in eine konfrontative Position gegenüber jenen Reichen führte, deren strategische Ausrichtung auf dem Balkan lag. Dies konnte je nach Lage entweder das Osmanische Reich oder das Habsburgerreich sein – beide waren direkte machtpolitische Konkurrenten Russlands. Nachdem Russlands strukturelle Schwäche, die durch die Niederlage gegen Japan im Krieg von 1904/05 manifest wurde, 1908 durch die österreichische Annexion Bosniens ausgenutzt wurde, drängte die „patriotische Presse" den russischen Außenminister dazu, nicht auch noch Serbien einem Alleingang der Habsburgermonarchie auszuliefern. Eine Missachtung der Ambitionen Serbiens, das sich als Verlierer der Balkankriege von 1912/13 wähnte, konnte daher perspektivisch zum Verlust dieses machtpolitisch wichtigen russischen „Sprungbretts" auf dem Balkan führen. Aus Furcht vor einem macht- und bündnispolitischen Gesichtsverlust sowie sozialen Unruhen sah sich das Zarenreich gezwungen, Serbien in einer Konfrontation mit Österreich-Ungarn beizustehen.

Nationalitätenproblem in Österreich-Ungarn

Die Vielvölkermonarchie litt spätestens seit der Revolution von 1848/49 darunter, dass sie sich als „kranker Mann an der Donau" in einem Wettlauf zwischen Aufrechterhaltung des schwindenden Großmachtstatus und einer drohenden Implosion befand. Die reale Schwäche Österreichs konnte in einer neuen Krisensituation zu einer Überreaktion führen, die das Deutsche Reich, seinen einzigen strategisch relevanten Verbündeten (dies galt auch umgekehrt!), zu einer grundlegenden politischen Entscheidung zwingen konnte. Im Zeitalter eines chauvinistischen Nationalismus, der auch mit kulturellen Überlegenheitsvorstellungen und Ressentiments verbunden war, konnte jede Krisensituation schnell eskalieren. Und „Falken" saßen in allen europäischen Hauptstädten – nicht nur in Berlin!

Kriegssehnsucht der bürgerlichen Gesellschaften und Eliten

Das Denkmuster, nach dem der Krieg „eine unabänderliche Notwendigkeit" sei (Treitschke) und der ewige Friede „ein Traum, und nicht einmal ein schöner" (Helmuth Graf von Moltke, 1880), war in der (deutschen) Gesellschaft als Ergebnis der zeitgenössischen „Geschichtskultur" weit verbreitet. Wenn die nachwachsenden Generationen die älteren Geschichten von den zurückliegenden „Reichseinigungskriegen" hörten und politische, soziale sowie pseudo-wissenschaftlich verbrämte biologische Mainstream-Auffassungen bis in Bildungskreise hinein nicht nur en vogue sondern auch „gesellschaftsfähig" wurden, so erwuchs daraus der Wunsch, es in einer neuen Krise den Alten in einem neuen „Heldenleben" gleich zu tun. Eine „posthume" Legitimation dieser „Haltungen" verfertigten nicht wenige deutsche Geistesgrößen der Jahrhundertwende in ihren zu Beginn des Krieges veröffentlichten „Ideen von 1914", die gleichzeitig den Waffengang gegen die kalte westliche „Zivilisation" zur Verteidigung „deutscher Kultur" unterstützten.

Nationale Prestige- und Ehrvorstellungen

Sämtliche Staaten Europas resp. substaatliche Gebilde, die danach strebten souverän zu werden, hatten Fragen der „nationalen" Souveränität mit einem Amalgam von Prestige und Ehre verknüpft. Dadurch wurden rationale politische Gründe für (außen-) politisches Handeln mit „irrationalen" Motiven (Ehre, Geschichte, Größe etc.) vermengt, die mehr den „Regeln" einer Gesinnungs- als einer Verantwortungsethik folgten. Verbunden mit dem „süßen Gift" militaristischer Handlungsmaximen konnte damit ein Zögern bei der gewaltsamen Durchsetzung „legitimer" Ziele zum Vorwurf führen, schwächlich zu sein und seinen „Mann" nicht stehen zu können.

Fin de siècle

Bereits für die Jahre vor dem Ersten Weltkrieg ist eine verdichtete Konfliktszenerie zu sehen, die sich auf dem „Balkan" – ein kulturell negativ konnotierter Sammelbegriff für die Staaten und Ethnien Südosteuropas – bereits mehrfach kriegerisch entladen hatte. Im Verständnis der „großen" Akteure hatte zwar keiner dieser regional begrenzten Kriege das Potential für eine reale europäische Krise. Gleichwohl führten sie zu einem zunehmenden Gefühl, am Ende einer „belle époche" zu stehen und in den Abgrund zu blicken. Am „fin de siècle" bestand in weiten Teilen der Entscheidungsträger die Überzeugung, dass es entweder durch innenpolitische Umstürze oder durch einen größeren Krieg letztlich doch zu einem „schrecklichen Ende" kommen könnte. Und vielleicht schienen viele der neueren Entwicklungen wie eine moderne und pluralistische Industriegesellschaft oder der Aufstieg der Sozialdemokratie für die alten Eliten weder gesellschaftlich wünschens- bzw. politisch erhaltens- und schon gar nicht militärisch verteidigungswert. Die Dominanz des Wirtschaftslebens würde ohnehin in absehbarer Zeit zum Verlust der traditionellen Führungsrolle des Adels wie auch des Militärs führen. Es wurde hierfür auch schon die These gewagt, dass dies zu der (gesellschafts-)politisch dekadenten Haltung führen konnte, aus Angst vor dem Tode Selbstmord zu begehen. Weshalb also nicht den großen „Befreiungsschlag" wagen? Und schließlich: Während man sich auf „die Revolution" im Inneren kaum vorbereiten konnte, lag dies bei der Vorbereitung für einen Staatenkrieg ganz anders. Darin hatte man „Erfahrung" – und diverse Szenarien wurden in allen europäischen Generalstäben stets durchgespielt.

Mobilmachungs-Automatismus

Unter der zivilen Oberfläche des rasant sich vernetzenden wirtschaftlichen Verkehrs in Europa, im Schatten des bürgerlichen Lebens, hinter dem Vorhang emsigen akademischen und wissenschaftlichen Lebens wurde in den Generalstäben Europas und insbesondere des Reiches längst fieberhaft an Plänen gearbeitet, deren wissenschaftliche Präzision und Perfektion den Keim des Unheils in sich trugen. Die von den Generalstäben der europäischen industrialisierten Mächte ausgearbeiteten Kriegspläne sahen sämtlich eine schnelle Mobilisierung auf der Basis der Eisenbahnlinien vor. Der Beginn eines Krieges würde nichts anderes sein als ein gewaltiger Mobilisierungswettlauf um die besseren Ausgangsstellungen. Aber nur die schnelle Entscheidung für einen Krieg „garantierte“ nach einer perfekt verlaufenden Beladung der Eisenbahnen mit Soldaten und Material jenen Vorsprung, der den Sieg ermöglichte. Der Handlungsspielraum, auf den Politik und Diplomatie in Krisen setzen, wurde damit empfindlich eingeengt. Sollte dann die Diplomatie scheitern und ein Krieg entbrennen, konnten die Militärs durch den Verweis auf eine zu spät erfolgte Mobilisierung nach einer Kriegsniederlage jegliche Verantwortung für den Ausgang von sich weisen, was natürlich in Krisenzeiten den Druck auf „die Politik“ zu einem frühzeitigen Entschluss für den Krieg erhöhen konnte. Der Große Generalstab befürchtete, dass sich das verbleibende „Zeitfenster“ für eine gelingende Umsetzung eigener Eisenbahnmobilmachung spätestens 1917 schließen würde, wenn mit der Fertigstellung strategischer Eisenbahnlinien des russischen Reiches zu rechnen war. Ende 1912 plädierte Generaloberst von Moltke d.J., seit 1906 Chef des Großen Generalstabes, bereits für einen Krieg: „Ich halte einen Krieg für unvermeidlich und: je eher desto besser.“ Und im März 1914 – weit noch vor dem Attentat in Sarajewo – versuchte er in einem privaten Gespräch den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes davon zu überzeugen, dass angesichts der spätestens in zwei bis drei Jahren drohenden Niederlage im kontinentalen Rüstungswettlauf ein baldiger Präventivkrieg die beste Lösung sei. Aufgabe der Außenpolitik sei es, diesen Krieg herbeizuführen.

Über die tatsächliche Auswirkung dieses „Dilemmas“ gab der dann ehemalige Reichskanzler Bethmann-Hollweg im Februar 1918 im Gespräch mit einem Reichstagsabgeordneten der fortschrittlichen Volkspartei, Conrad Haussmann, selbst Auskunft: „Ja, Gott, in gewissem Sinn war es ein Präventivkrieg (...) Aber wenn der Krieg über uns hing, wenn er in zwei Jahren noch viel gefährlicher und unentrinnbarer gekommen wäre und wenn die Militärs sagen, jetzt ist es noch möglich, ohne zu unterliegen, in zwei Jahren nicht mehr! Ja die Militärs!“

4. Militärstrategische Dispositionen

Die professionelle und gedankliche Welt des Großen Generalstabes konzentrierte sich auf die Grundlagen militärischen Denkens – in Form der Ableitung eigener Handlungsmöglichkeiten und Vorraussetzungen für einen erhofften resp. möglichen Sieg (nichts anderes war die Existenzberechtigung von Generalstäben!) aus der gegebenen politisch-geographischen sowie rüstungswirtschaftlich-strategischen Lage.

Die geographisch-mitteleuropäische Zentrallage zwischen Frankreich und Russland bedingte für das Deutsche Reich eine stete Zweifrontenkonstellation – sie galt seit langer Zeit als unumstößliche Gewissheit und Voraussetzung aller Planungsarbeit im Großen Generalstab. In geopolitischer Perspektive war das Deutsche Reich eine Kontinentalmacht ohne sichere überseeische Ressourcenzufuhr, weshalb es in einem kommenden Krieg auf eine schnelle und vor allem siegreiche Kriegsbeendigung setzen musste, bevor die Dominanz der britischen Marine durch eine Blockade zu einer Abschnürung dringend benötigter Güter (Rohstoffe und Nahrungsmittel) führen konnte. Hier offenbarte sich ein strategisches Dilemma, das für jede Landmacht galt: Seemächte bzw. deren Allianzen kontrollieren globale Seelinien und den Ressourcenzugang. Dagegen aber besaß das Deutsche Reich den Vorteil der „inneren Linie“. Es konnte seine Truppen auf einem gut ausgebauten Schienennetz auf eigenem Territorium hin und her bewegen sowie Zeitpunkt, Ort und Richtung eines Angriffes frei festlegen. Nicht zuletzt konnte man dabei auch auf positive eigene Erfahrungen zurückgreifen. Als „Kollektivgenie“ hatte der Generalstab die Kriege Friedrichs des Großen im 18. Jahrhundert und die „Reichseinigungskriege“ zum Vorbild. Trotz numerischer Unterlegenheit gegen „feindliche“ Allianzen gelang es den preußischen Streitkräften siegreich daraus hervorzugehen.

Als noch weniger bedrohlich galt die Aufgabe, die technischen Auswirkungen der Industriellen Revolution auf die Kriegführung (Eisenbahnen, Telegrafie, Zuwachs an Feuerkraft [insbesondere bei der Artillerie]) zu bewältigen. Hier sah sich das deutsche Militär bestens aufgestellt. Die Konzentration auf Erfolgreiches führte aber auch zu einer bedenklichen Verengung des eigenen Blickwinkels. Im Gefühl eigener Überlegenheit wurden weder aus dem Civil War (1861-65) noch aus dem russisch-japanischen Krieg von 1904/05 Lehren gezogen, obwohl beide vielen unabhängig-kritischen Beobachtern als Vorboten des zukünftigen Krieges galten. Der Große Generalstab setzte jedoch auf eigenes Gedankengut: „Feuer und Bewegung“, weiträumige Umfassung, Initiative.

Auch die dafür notwendige organisatorische Ebene der Bewältigung der Führungsaufgabe von Massenheeren auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht sowie der Synthese von Qualitäts- und Massenheer schien erfolgversprechend gelöst – die königlichen Kontingentsheere (seit ca. 1900 soweit angeglichen,

dass man von einem „Reichsheer“ sprechen konnte) galten vielerorts als nachahmenswertes, indes nicht erreichtes Vorbild.

In Summa summarum sah sich der deutsche Generalstab bestens für sein eigenes „Kriegsbild“ vorbereitet. In einem – „erhofften“ – kurzen Krieg sollte durch die Harmonisierung der Faktoren Raum, Zeit und Kräfte ein schneller Sieg angestrebt werden. Für den Fall, dass sich der oder die Gegner einer „Entscheidungsschlacht“ durch ein Zurücknehmen ihrer Kräfte in den eigenen Raum entziehen wollen oder die britische Marine eine Fernblockade einrichten würde, galt es die strategische Ebene der Kriegführung (Zeit und Ressourcen) durch eine Inkaufnahme von erheblichen Risiken zu unterlaufen. Das „Dogma“ sah vor, durch eine bedingungslose Offensive, schnell die Kräfte des Feindes zu umfassen und in einer erzwungenen Entscheidungsschlacht zu vernichten. Die „Erfolgsgarantie“ sah man in den Faktoren Schnelligkeit, Beweglichkeit, Ausbildungsqualität und überlegener Führungskunst.

Sinn machten derartige militärischen Überlegungen indes nur, wenn es ein politisches Szenario gab, in dem es eine Legitimation sowie eine günstige Lage gab, die eigenen Vorteile mit Erfolg umsetzen zu können. Und gänzlich abstrakt konnte diese wie folgt aussehen: Das Deutsche Reich benötigte – erstens – einen Bündnispartner schon deshalb, weil es alleine zu schwach war, um sich einer größeren Allianz mit Aussicht auf Erfolg erwehren zu können. Es wäre – zweitens – von Vorteil, wenn es einen Krieg gegen das Russische Reich gäbe. Damit konnte ein „Burgfrieden“ im Inneren des Reiches erzielt werden. Dies war aus der grundsätzlichen Überlegung abzuleiten, dass eine zerrissene Gesellschaft schlecht in einem äußeren Krieg bestehen kann. Im konkreten Fall bedeutete dies die Möglichkeit, die Sozialdemokratie auf der eigenen Seite zu wissen. Schließlich war für sie der russische Zar ein sehr viel größerer Despot als der eigene Kaiser. Nach der Niederlage gegen Japan hatte dieser eine erste russische Revolution mit Waffengewalt niederschlagen lassen. Zudem sollte – drittens – die Seemacht Großbritannien nicht in einen Kontinentalkrieg eingreifen, weil die Überlegenheit der britischen Flotte ungebrochen war. Den verantwortlichen Politikern und Militärs war seit 1912 klar, dass sie mit ihrem Flottenprogramm gescheitert waren.

Damit lautete das „ideale Szenario“ für einen gewinnbaren Krieg: Krieg mit dem Bündnispartner Österreich gegen das Russische Reich im (Süd-)Osten Europas, ohne dabei britische Interessen zu berühren. Jedem Seestrategen war bekannt, dass Großbritannien als globale Seemacht territoriale Verschiebungen im Hinterland eher hinnehmen konnte als die Bedrohung oder Annexion von Küstenstrichen. Im Klartext: wenn Belgien als strategische Gegenküste des Inselreiches (zur Anlandung von Truppen und zur Verhinderung von Angriffsoptionen auf die Themsemündung) auf dem Kontinent sicher war, wenn Gibraltar als Eingang in das Mittelmeer,

Offizier bei der Parade zum Remembrance Day in Ypern (Belgien), 11.11.2011

Malta als zentraler Brückenkopf und Nachschubbasis im Mittelmeer und der Suez-Kanal als Ausgang aus dem Mittelmeer auf dem Weg zur wichtigsten Kronkolonie Indien ungefährdet blieben, konnte Großbritannien außerhalb eines europäischen Krieges gehalten werden – dies vor allem dann, wenn ein „gerechter" Kriegsgrund für die Kabinettspolitik wie auch die öffentliche Meinung vorlag.

Aber alle denkbaren mehr oder weniger abstrakten und „rationalen" Ursachen für eine kriegerische Entladung der angespannten Konfliktszenerie sowie die zu Dutzenden in den europäischen Generalstäben angestellten militärischen Planungen – seien sie mehr oder weniger rational – konnten schließlich auch 1913 oder 1915 zum Krieg führen. Warum also 1914?

5. (Kontra-)Faktische Überlegungen

Als am 28. Juni 1914 Gavrilo Princip von der Geheimorganisation „Schwarze Hand" den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie von Chottek in Sarajevo erschossen hatte, war die Empörung allerorts groß. Eine bis heute nicht letztlich bewiesene politische „Mittäterschaft" Serbiens resp. seines Militärgeheimdienstes galt im Sommer 1914, zumindest für die österreichische Regierung, als evident. Trotz des für Österreich vollkommen inakzeptablen Attentats auf seinen Thronfolger schien sich die Lage zunächst zu entspannen. Die Donaumonarchie wollte weitere diplomatische Optionen ausloten und musste zunächst zur Aufstockung des Friedensheeres ihre Soldaten aus dem Urlaub holen und Reservisten einberufen. Erst in der letzten Juli-Woche glitt die europäische Diplomatie in die „Krise". Österreich stellte Serbien am 23. Juli ein scharfes 48-Stunden-Ultimatum, dessen Forderungen von Serbien beinahe vollständig erfüllt wurden. Dennoch erklärte Österreich-Ungarn am 28. Juli Serbien den Krieg. Als „Sicherheit" für das eigene Vorgehen verfügte die K.u.k.-Monarchie seit dem 5. Juli 1914 über den „Blankoscheck" und die „Nibelungentreue" des Deutschen Reiches. Wann wenn nicht jetzt sollte die Habsburgermonarchie ihr Gesicht als Großmacht durch militärisches Vorgehen wahren?

Ohne im Einzelnen auf die „Irrungen und Wirrungen" der folgenden „Juli-Krise" einzugehen, doch soviel: Für Österreich galt es Stärke zu zeigen. Es ist müßig darüber zu spekulieren, was geschehen wäre, hätte man sich in Wien zu einem schnellen militärischen Vorrücken nach Belgrad entschlossen. Die Präsenzstärke des Habsburgerheeres war nicht so groß, dass stehenden Fußes ein Erfolg gegen die numerisch doch recht starke serbische Armee ohne

Deutscher Militärfriedhof bei Neuville-St-Vaast (Frankreich), die letzte Ruhestätte für tausende junge Männer

Mühen realisierbar gewesen wäre – eine Mobilisierung von Reservetruppen hatte zu erfolgen, deren notwendige Dauer Zeit für diplomatische Manöver bot. Vonseiten des Deutschen Reiches gab es den berühmt-berüchtigten „Blankoscheck", der vom österreichischen Außenminister quasi als Manifest unverbrüchlicher „Nibelungentreue" und Aufforderung zum Handeln gewertet wurde. Im Angesicht der aktuellen „Juli-Krise" ließ dieser jedoch unterschiedliche Interpretationen zu: Erstens passte er „hervorragend" zum zuvor skizzierten „idealen Szenario". Sollte Österreich gegen Serbien zum Krieg schreiten, würde das Zarenreich seinen angegriffenen „slawischen Bruder" verteidigen. Das russische Vorgehen gegen das österreichische Kaiserreich zwang das Deutsche Reich für seinen letzten Bündnispartner „blank zu ziehen", wollte man ihn nicht alleine stehen lassen, was letztlich zur Folge haben könnte, dass das Reich nach einer Niederlage des Habsburgerreiches ohne Bündnispartner übrig blieb. Ein Krieg mit Österreich gegen Serbien und Russland würde im (Süd-)Osten Europas dagegen vermutlich erfolgreich zu führen sein – nicht zuletzt auch deshalb, weil maritime Interessen Großbritanniens nicht akut gefährdet waren.

Zweitens könnte Österreich zeigen, dass es mit einer schnellen Bestrafungsaktion gegen Serbien noch immer Großmacht war. Andererseits konnte das Reich aber auch davon ausgehen, dass – drittens – vielleicht gar nichts passieren würde, da die österreichische Diplomatie zunächst noch einen Tausch des Bündnispartners am „hinteren Balkan" vornehmen wollte. Dies konnte so viel Zeit in Anspruch nehmen, dass die deutsche Seite dann den Blankoscheck wieder einziehen konnte, wenn die „Aktualität" nicht mehr gegeben war.

Diplomatische Schachzüge in der Julikrise

Es zeigt sich daher, dass in dieser Juli-Krise aus Sicht genereller Überlegungen Vieles im Fluss war und jede Aktion der Diplomatie unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten offen hielt. Die Ratio hatte tatsächlich für keine Seite einen stichhaltigen Grund für einen Krieg parat, der auch noch nach einem Krieg Sinn ergab – es sei denn, er wäre auf irrationalem Terrain oder der Ebene kalter Machtpolitik angesiedelt: Das Deutsche Reich war die führende Wirtschaftsmacht auf dem Kontinent – Krieg schien kontraproduktiv. Auch Großbritannien benötigte für die Aufrechterhaltung seines globalen Status keinen Krieg. Und Russland galt vielen Beobachtern als „Dampfwalze", der – ohne Krieg – die Zukunft gehören würde. Generell aber war das „europäische System" stets in einer fragilen Balance, dessen Stabilität gelegentlich nuancenreiches Jonglieren benötigte. Falsche Interpretationen von diplomatischen Schachzügen konnten zu Überreaktionen führen.

Dafür waren alle Mächte empfänglich – die einen wie Österreich stärker, andere etwas schwächer. Russland besaß mit Frankreich einen Partner, dem diese Konstellation entgegenkam. Bei einem Krieg des Reiches gegen Russland durfte, wollte und konnte die französische Republik nicht abseits stehen – schließlich sah auch sie ihre Sicherheit vor dem Reich nur dann gewahrt, wenn bündnispolitische Zuverlässigkeit demonstriert wurde. Auch wenn Großbritannien bei einer derartigen Konstellation nicht direkt betroffen schien, so musste ein militärischer Waffengang auf jeden Fall vier europäische Großmächte in einen Krieg stürzen. Gleichwohl besaß dabei das Reich den „Vorteil", dass es im Osten dann einen „gerechten Krieg" mit seinem Bündnispartner führte und auch im Westen durch Frankreich zu einem zweiten „Verteidigungskrieg" gezwungen wurde. Dies konnte es durchaus für die britische Politik erschweren, vorbehaltlos in den Krieg gegen das Reich einzutreten.

Dass Großbritannien dann doch in den Krieg eintrat, hatte einen Grund in den Vorstellungen der deutschen Militärplanung. Als Österreich „seinen" Krieg gegen Serbien begann, der ein lokal begrenzter sein sollte, wollte Kaiser Wilhelm II. von seinem Generalstabschef Moltke wissen, wie die gemeinsame österreichisch-deutsche Planung aussah resp. wo seine „deutschen" Truppen aufmarschieren würden. Als Antwort erhielt er, dass dies mit Masse an der belgischen Grenze und gegen Frankreich erfolgen würde. Auf seinen Einwurf, dass dies überhaupt nicht zur politischen Lage „passen" würde, konterte Moltke mit dem Hinweis, dass es eben die Aufmarschpläne für den Krieg so vorsahen und ein Aufmarsch im Osten nicht ausgeplant sei, weshalb bei einem ad hoc-Umsteuern der Mobilisierungspläne ein Fiasko drohe. Es ist dies als ein vollkommenes Versagen des Generalstabes zu werten, da ein einziger Plan keine Option für die Diplomatie offenließ. Seit einem Jahrzehnt war der Schlieffenplan – im Original vom Dezember 1905 lediglich überschrieben als „Denkschrift" für einen „Krieg gegen Frankreich" – das, was später als „Geheimnis des Sieges" tituliert wurde. Von dieser generellen Planung wollte Moltke, der den Schlieffenplan durch einige Modifikationen „verwässerte", nicht abweichen. Damit war die Entscheidung für den Krieg gefallen, der bereits bei seiner vom Großen Generalstab „geplanten" nun militärisch-operativen Ausgangssituation einen Verlauf implizierte, der mit dem politisch-strategischen Ausgangsszenario nichts mehr gemein hatte.

6. Militärischer Verlauf des Ersten Weltkrieges

Ganz egal, ob es viele von der anstehenden kriegerischen Entladung Begeisterte auf den Straßen der europäischen Hauptstädte gab – vieles davon war ohnehin Propaganda, zumal seit Kriegsbeginn das „Belagerungsrecht" galt und Demonstrationen gegen den Krieg schlichtweg verboten waren sowie die Zensur nur von Zustimmung zu berichten wusste – oder

Millionen weniger Begeisterter in den Krieg ziehen mussten: der beginnende Krieg verschlang unendliche, in Jahrzehnten angehäufte Vermögen – und die militärischen Planer verlangten nach „Menschenmaterial“. Die auf allen Seiten zu Kriegsbeginn erhoffte schnelle Beendigung des Krieges, um nach einem reinigenden Spätsommer-Gewitter vor dem Fallen des Herbstlaubes, zumindest aber wieder vor Weihnachten, zuhause zu sein, verlor sich rasch. Die Nationen und Völker Europas wie auch die Ethnien aus den kolonialen Überseegebieten befanden sich in kürzester Zeit in einem den Globus umspannenden Krieg. Je größer der Umfang an Soldaten und Material, desto größer musste die zeitliche Ausdehnung des Krieges werden. Dabei setzte das britische Inselreich verständlicherweise auf eine die eigenen Seestreitkräfte nicht akut gefährdende Blockade. Diese wiederum wollten die deutschen Seestrategen durch einen Kreuzerkrieg – auf den Weltmeeren – „durchkreuzen“. Für die Kolonialmächte Großbritannien und Frankreich erwies sich ihr Kolonialimperium als zuverlässige Zufuhrquelle an Ressourcen. Anders sah die Situation beim Deutschen Reich aus. Bereits in Friedenszeiten war die wirtschaftliche Bedeutung der Kolonien nahe bei Null – und im Krieg war aufgrund der britischen Blockade keine aktive Unterstützung erwartbar. Die in den Kolonien präsenten Truppen waren auf sich alleine gestellt, weshalb bis auf Deutsch-Ostafrika (heute: Tansania) kein Überseegebiet auch nur eine größere Anzahl an feindlichen Truppen zu binden in der Lage war.

Kriegsschauplatz Europa

Die daraus folgende fast 100%ige Konzentration auf den europäischen Kriegsschauplatz konnten auch die im Laufe des Krieges an die Seite der Mittelmächte tretenden Verbündeten wie etwa das Osmanische Reich an der Peripherie des alten Kontinents niemals dergestalt wett machen, dass deren Bindung der alliierten Truppen zu einer merklichen Entlastung an den europäischen Fronten hätte führen können. Das europäische „Kriegstheater“ bildete daher für die Mittelmächte den absoluten Schwerpunkt eigener Kriegsanstrengungen. Wenn auch – zumindest aus der Retrospektive – daraus deren grundsätzlich aussichtslose Bündniskriegführung konstatiert werden könnte, so entsprach diese Situation aber nicht der generellen Wahrnehmung eigener Siegesoptionen. Bei der Lösung von einer genuin militärisch-operativen Betrachtung des Kriegsablaufes oder jener genuin waffentechnischer Entwicklungen besaß das Deutsche Reich im Verlauf des Krieges vier „Geheimnisse des Sieges“. Diese gewählte Begrifflichkeit gibt die Chance, politisch-strategische Manöver näher zu betrachten, die einerseits einen gewissen Siegesoptimismus entstehen lassen konnten – einerlei ob sie von „der Politik“ zur Einleitung eines „Siegfriedens“ oder zumindest eines „Verständigungsfriedens“ genutzt werden konnten, ganz abgesehen davon, dass die zweite Option erst kurz vor dem anstehenden Zu-

Die Gräber der britischen Gefallenen sind über das ganze Land verteilt – die Soldaten wurden dort begraben, wo sie fielen. Es gibt große und kleine Friedhöfe, wie der „Wieltje Farm“ Friedhof, nahe Ypern (Belgien), inmitten eines Kartoffelfeldes.

sammenbruch 1918 einigermaßen ernsthaft erwogen wurde. Tatsächlich aber dokumentieren sie durchgängig aus der Not geborene Verzweiflungsaktionen.

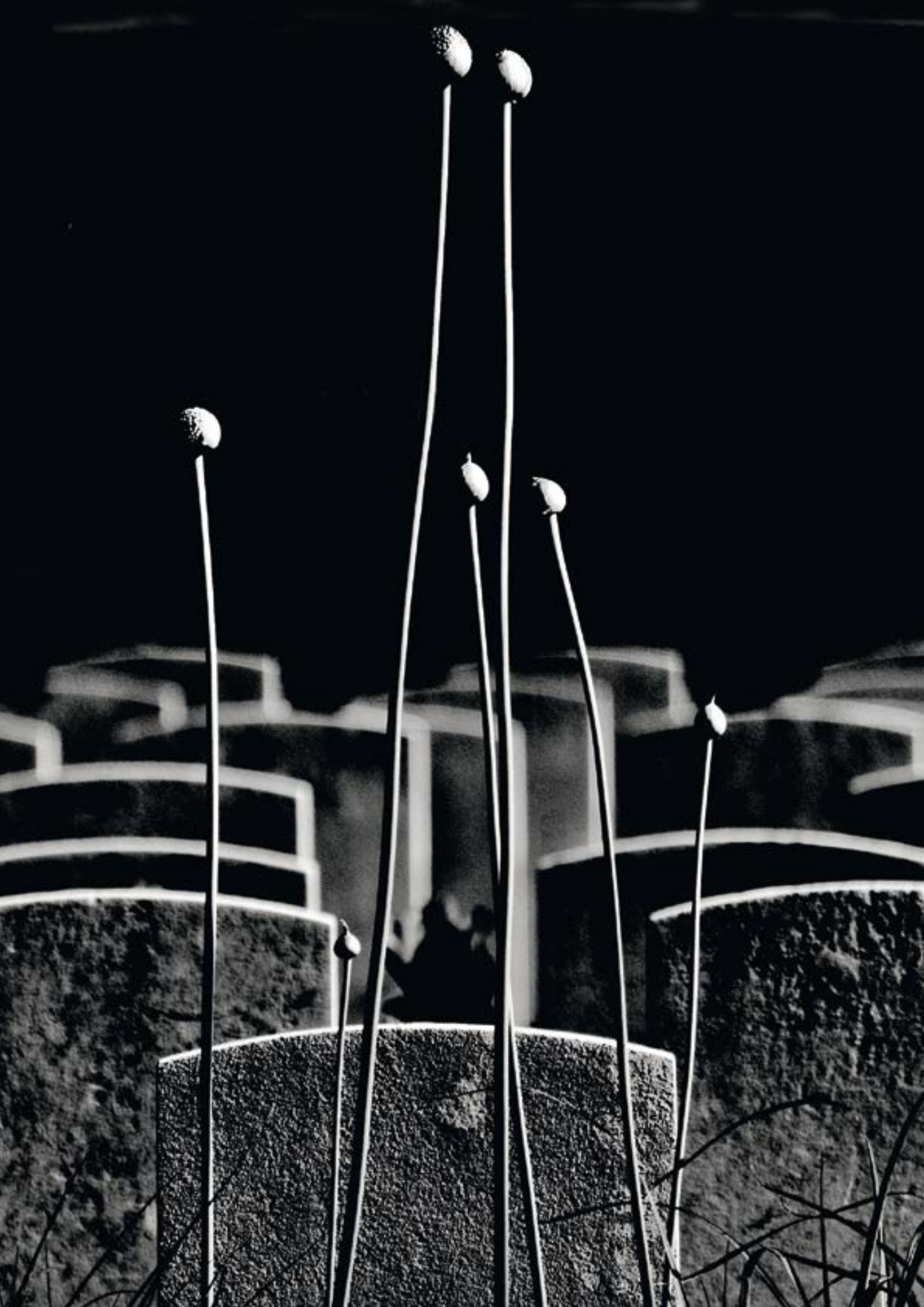
Schlieffenplan

Dem Schlieffenplan, benannt nach dem Chef des preußisch-deutschen Generalstabes der Jahre von 1891 bis 1905, haftete stets die Aura des „Geheimnisses des Sieges“ an. Aber keine militärische Planung hat je eine überzeitliche Gültigkeit. Auch sein Plan ist nicht ohne eine zeitkontextuelle Verortung zu verstehen. Seine Überlegungen für einen Krieg gegen Frankreich entstanden nach der russischen Niederlage gegen Japan 1904/05. Für ihn schied das Zarenreich für absehbare Zeit als militärisch relevante Großmacht aus. Daher konzentrierte sich seine Aufmerksamkeit vornehmlich auf Frankreich. Gleichwohl sah er in seinem Plan ein „Patentrezept“ zur Verhinderung eines Zweifrontenkrieges durch die Auflösung in zwei zeitlich aufeinander folgende Einfrontenkriege. Aufgrund der infrastrukturellen Situation Russlands ging er davon aus, dass die Mobilisierung des russischen Potentials viel Zeit benötigen und daher ein Eintreffen russischer Kräfte in Ostpreußen lange dauern würde. Diese Zeitlücke galt es für ein schnelles Niederwerfen der französischen Armee zu nutzen. Aufgrund starker Befestigungen im Osten Frankreichs sah Schlieffen sich gezwungen, möglichst schnell sein Primärziel, d.h. die „Entwaffnung“ Frankreichs, zu erreichen.

Ein starker rechter Flügel sollte mit fünf Armeen über Belgien hinweg die französischen Kräfte überflügeln, je nach Lage westlich oder ostwärts von Paris einschwenken, die feindlichen Kräfte gegen entweder die schweizerische Grenze drängen oder aber in eine Zange nehmen, wofür die 6. und 7. Armee im Reichsland Elsass-Lothringen ihre Position halten oder aber leicht zurückweichen sollten, damit die französische Armee in einem „Drehtür-Effekt“ zer- bzw. geschlagen wird. Im Anschluss daran sollten die deutschen Truppen nach „berechneten“ sechs Wochen Krieg auf Eisenbahnen nach Osten verlegt werden. Dort hatte die 8. Armee gegen russische Kräfte hinhaltenden Widerstand zu leisten, bis das Gros der „Westarmee“ mit ihren dann kampferprobten Truppen auch Russland besiegen würde.

Trotz eines zügigen Vormarsches, der allerdings bereits die geringe Mobilität des Feldheeres wie auch logistische Probleme aufzeigte, marschierten die deutschen Truppen durch Belgien, was indes durch die Verletzung dessen von Großbritannien garantierte Neutralität die britische Regierung zum Eintritt in den Krieg zwang. Es ist hierbei jedoch überzogen, den Spitzenmilitärs des Reiches eine bornierte, vollkommene Ausblendung der politischen Geographie vorzuwerfen. Schlieffen war sich dieser Tatsache voll bewusst. Er hat sie jedoch aus militärischen Gründen beiseitegeschoben: erstens gestand er dem kleinen britischen Heer

Der Albtraum des Krieges, die Angst der angetretenen Soldaten – symbolisiert in den unruhigen Reihen der Grabsteine auf dem „Hop Store British Cemetery“ in der Nähe von Vlamertinge (Belgien)



Die letzten Mohnblumen auf dem „Ramskapelle Road“ Militärfriedhof

lediglich Erfahrungswerte aus dessen Kolonialkriegen zu und zweitens würde sein auf Geschwindigkeit setzender Operationsplan schon erfolgreich gewesen sein, bevor dieses erst auf dem Kontinent anlanden werden könne – beide Grundannahmen haben sich als falsch erwiesen, verweisen jedoch auf ein Selbstbild eigener Überlegenheit.

Nachdem die französischen Kräfte an der Marne den geordneten Kampf aufnahmen, entschied sich bereits hier, dass die operative Idee schneller Bewegungen an ihre Grenze stieß. Mit Kräften, die von dem französischen Südabschnitt vor der 6. und 7. Armee zurückgenommen wurde sowie neu aufgestellten Truppen bedrohte die nun nördlich von Paris stehende 6. französische Armee den rechten deutschen Angriffsflügel. In eine Lücke zwischen der 1. und 2. Armee stieß zudem noch ein britischer Großverband, was die Verbindung der beiden deutschen Armeen empfindlich störte. Im fernen Hauptquartier entschied Generaloberst Moltke, den sächsischen Oberstleutnant Hentsch nach vorne zu schicken, um Klarheit bezüglich der Situation an der Front zu bekommen. Dieser ließ den weiteren Vormarsch stoppen, was dazu führte, dass es aus französischer Perspektive zum „Wunder an der Marne“ kommen konnte. Im Anschluss daran entwickelte sich mit beiderseitigen Überflügelungsversuchen zwischen den deutschen und französischen Armeen ein „Wettlauf zum Kanal“. Ab Anfang November 1914 sollte dann auf dem französisch-deutschen Kriegsschauplatz bis gegen Ende des Krieges ein weitgehend statischer Kriegsverlauf vom Ärmelkanal bis zur Schweizer Grenze aus Schützengräben heraus geführt werden, der Unmengen an Menschenleben verschlang.

Am Ende des ersten Kriegsjahres waren somit alle Zielsetzungen nicht erreicht worden. Das „Geheimnis des Sieges“ endete an der Marne. Die britische Flotte entzog sich einer von der deutschen Seite angestrebten Entscheidungsschlacht in der Deutschen Bucht. Dafür wurde im Osten, was zu Beginn des Krieges niemand geplant hatte, in der Schlacht bei Tannenberg Ende August 1914 durch eine hochriskante deutsche Operationsführung unter der Leitung der Generale Hindenburg und Ludendorff von der 8. Armee gegen zwei russische Armeen der einzige große Erfolg erreicht. Eine „Entscheidungsschlacht“ war dies aber auch nicht – hierzu fehlte ihr die politische Auswirkung. Nach dem Scheitern sämtlicher Erfolgsrezepte standen das Reich und sein Militär ratlos vor dem nun beginnenden zweiten Kriegsjahr, das im Westen aus einer endlosen Reihe von „Schlachten“ entlang des riesigen statischen Grabensystems bestand. Das wieder und wieder den Soldaten beider Seiten befohlene, „phantasielose“ und menschenverachtende Anstürmen auf die Stacheldrahtverhaue und ausgebauten Verteidigungssysteme, aus denen heraus zahllose Maschinengewehre und Artilleriegeschütze die feindlichen Angriffslinien lichteten, machten aus dem erlebten „Kriegsalltag“ an der Front ein bereits vor dem Krieg von feinsinnigen Literaten prognostiziertes „Menschenschlachthaus“. Was 1915 zum Alltag wurde, erlebte das Europa des Jahres 1916 in den Schlachten bei Verdun und an der Somme in einer Form, die diese „Erinnerungsorte“ zu einem Menetekel werden ließen.

Verdun und Somme

Der zweite Versuch der Entscheidung im Westen begann mit einer ebenso emotionslos-kühl wie nüchtern-mathematisch formulierten Denkschrift, die Generalleutnant Erich von Falkenhayn, seit dem nach dem Marne-Debakel zurückgetretenen Moltke Chef der 2. Obersten Heeresleitung (OHL), verfasste. Sein Blick auf die den militärischen Frontenverlauf aufzeigende Lagekarte erkannte in einem Frontbogen um die französische Stadt Verdun ein in die deutschen Reihen hineinragendes, zu viele Truppen bindendes Knie, das es zu beseitigen galt, um die freiwerdenden Truppen an anderer Stelle einzusetzen. In der – richtigen und geradezu interkulturell vorbildlich verständigen – Vermutung, dass Frankreich aus historisch-politischen Gründen auf jeden Fall alles zur Verteidigung jener 200 Kilometer vor Paris liegenden Stadt einsetzen würde, die als „Geburtsort“ Frankreichs (durch den Teilungsvertrag von 843, der aus dem Reich Karls des Großen ein west-, mittel- und ostfränkisches Reich schuf) und als Bollwerk gegen Eindringlinge aus dem Osten galt, plante er im Rahmen der Operation „Gericht“ eine Operation mit begrenztem Ziel und begrenztem Einsatz zur Wegnahme des französischen Prestigeobjektes. Sein politisches Ziel war es, Frankreichs Friedensbereitschaft zu erzwingen. Seine militärische Methode bestand darin, dass Frankreich sich vor Verdun „weißbluten“ sollte. Hierzu plante er den deutschen Kräfte- und Materialansatz so, dass im Verhältnis 2:1 resp. 5:2 die französischen Verluste jene der deutschen Seite weit übertreffen sollten.

Nach gigantischen infrastrukturellen und organisatorischen Vorbereitungen begann die 5. deutsche Armee unter der nominellen Führung des preußisch-deutschen Kronprinzen ihren Angriff am 21. Februar 1916. Die sich nach der Einstellung der deutschen Angriffsbemühungen Mitte Juli weiter hinziehende Schlacht bei Verdun, die stets weitere Kräfte wie in einem Sog verschliss, wurde anschließend bis Mitte Dezember 1916 mit französischen Gegenoffensiven fortgeführt. Die Schlacht, die für beide Seiten keinerlei zählbare, den Krieg entscheidende territorialen Gewinne oder operative Erfolge – ganz zu schweigen von strategischen – brachte, endete schließlich mit einer „Bilanz“ von 338.000 deutschen und 368.000 französischen Verlusten. Falkenhayns menschenverachtendes Rechenexempel scheiterte furchtbar.

Diese Verlustbilanz, die einen Tiefpunkt militärischer Operationskunst darstellte, wurde jedoch im Verlauf des Krieges mehrfach „übertroffen“. Die zur Entlastung der „Verdun-Front“ zunächst mit Masse von britischen Kräften seit Ende Juni 1916 vorgetragene Offensive an der Somme führte trotz eines siebentägigen Artillerie-Trommelfeuers, bei dem über

1,6 Mio. Granaten verschossen wurden, bereits am ersten Tag der Schlacht zu fast 60.000 Toten, Verwundeten und Vermissten beim britischen Heer! Der Grund für diese unvorstellbaren Verluste war, dass die deutschen Militärs aus dem Grabenkrieg „gelernt“ hatten. Taktische Neuerungen bestanden u.a. darin, die geschlossene Front aufzubrechen, einzelne isolierte Grabensysteme einzurichten, dem statisch-linearen Gefechtsfeld durch eine Staffelung im Raum Tiefe zu verleihen, und die eigenen Truppen bei den üblichen Artillerievorbereitungen für die jeweiligen Angriffe in Deckung zu halten, um nach Verstummen der Artillerie und vor Beginn des Sturms aus vorgelagerten MG-Stellungen über die Stacheldrahtverhaue gegen die angreifenden Infanteristen zu wirken.

Mythos Fronterlebnis

Bis zum 18. November stiegen die Verluste beider Seiten auf insgesamt über 1 Mio. an (Großbritannien: 410.000; Frankreich: 340.000; Deutsches Reich: 500.000). Hinzu traten auch seelische Traumata, wie sie der spätere französische Staatspräsident de Gaulle, der den Ersten Weltkrieg als junger Offizier er- und durchlebte, beschrieb:

„Die Infanteristen, die daran teilnahmen und überlebt haben, erinnern sich mit Trauer und Bitterkeit an das elende Gebiet der Angriffe, wo sich täglich neue Leichen in dem widerlichen Dreck anhäuften, an die von einem fernen Befehlsstand telefonisch vermittelten Angriffsbefehle um jeden Preis, nach einer lächerlich geringen und schlecht gelenkten Artillerievorbereitung, an diese ohne Illusion durchgeführten Angriffe gegen unbeschädigte und tiefgestaffelte Verhaue von Stacheldraht, in denen die besten Offiziere und die besten Soldaten sich verfingen und töten ließen wie Fliegen in einem Spinnennetz (…) Stellen Sie sich vor, in welchem seelischen Zustand die Bataillone zum Angriff antraten, die für diesen Gang zum Schafott bestimmt waren! Bevor sie aus ihrem Graben stürmten, sahen sie die Tausende von Kameraden, die an den vorangegangenen Tagen vor den unbeschädigten Stacheldrahtverhauen des Feindes auf der Erde liegengeblieben waren.“

Es ist geradezu offensichtlich, dass das gemeinsame Fronterlebnis bei den überlebenden Teilnehmern dieser Schlachten zu einem mentalen Gründungsmythos wurde. In diesem war „die Front“ erstens eine Kampfzone, in der das „männliche“ Kerngeschäft des Krieges betrieben wurde, zweitens sodann der Lebensraum, in dem die Soldaten als Zweckgemeinschaft über lange Zeit zu kämpfen und zu überleben versuchten sowie – drittens – in der Folge ein „Erinnerungsort“, der nach dem Krieg literarisch und politisch kontrovers nachlebte, weil sie Millionen von Männern nachhaltig prägte.

Aber nicht nur die Soldaten des Feldheeres schufen sich damit einen eigenen „Mythos“ bereits während des Krieges für die spätere Selbstbestätigung. Auch für die kaiserliche Marine sollte das Jahr 1916 den einzigen „Erfolg“ bringen. In der Seeschlacht am Skagerrak vom 31. Mai auf den 1. Juni 1916 konnte sie die britische Marine besiegen. Es war jedoch lediglich ein taktischer Sieg. Die britischen Verluste an Seemännern und versenktem Schiffsraum waren zwar sehr viel höher als auf deutscher Seite, da sich aber an der seestrategischen Gesamtsituation nichts geändert hatte – die Blockade blieb bestehen –, war dies für die deutsche Flotte ein Pyrrhussieg. Er demonstrierte eindrucksvoll ein vermeintliches Paradoxon: Selbst ein beeindruckender Sieg in einer Schlacht musste nicht den Krieg entscheiden – resp. umgekehrt: wer in einer überlegenen strategischen Position eine Schlacht verliert, konnte dennoch den Krieg gewinnen.

Kriegswende durch Führungswechsel?

Gleichwohl gab es im Jahr 1916 eine zentrale Auswirkung für die deutsche Kriegführung. Die Erfolglosigkeit zu Lande und zur See führte im August zu einem Wechsel in der OHL: die bei Tannenberg im August 1914 siegreichen Feldherren Hindenburg und Ludendorff traten mit ihrem – auch propagandistisch überhöhten – Nimbus als militärisches „Dioskurenpaar“ die Nachfolge von Falkenhayn an. Ihre Installation brachte auf zahlreichen, für die weitere Kriegführung relevanten Bereichen – Strategie und Politik sowie Wirtschaft und Gesellschaft – dramatische Veränderungen mit sich, die das Deutsche Reich wie auch die anderen kriegführenden Akteure auf den Weg zum „totalen Krieg“ führten. Das sogenannte „Hindenburg-Programm“ beinhaltet die Ende August 1916 von der neuen (3.) OHL aufgestellte Forderung nach einer Mobilmachung sämtlich verfügbarer Reserven an Material wie auch an Menschen bis zum Frühjahr 1917. Es sollte als Gesetz über den „Vaterländischen Hilfsdienst“ vom 5. Dezember 1916 nach Zustimmung des Reichstages zur Steigerung der Effizienz der deutschen Kriegführungsfähigkeit dienen – durch die Verdoppelung der Munitions- und Pulverproduktion, eine erhebliche Steigerung der Anzahl von Maschinengewehren, Artilleriegeschützen sowie Flugzeugen. Hinzu kam die Ausdehnung der Wehrpflicht auf alle deutschen Männer zwischen 16 und 60 Jahren.

Nach drei Jahren erfolgloser deutscher Landkriegführung und drei Jahren erfolgreicher britischer Blockade sollte in einer Konzentration nationaler Kraftanstrengung Leistungsfähigkeit von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft zur Erreichung eines Zieles eingesetzt werden: den militärischen Erfolg an der Westfront. Dabei wurden zahlreiche gesellschaftlichen „Kollateralschäden“ bedenkenlos in Kauf genommen. Aber auch auf militärischem Terrain zeigte sich, dass die neue OHL, die partiell Züge einer Militärdiktatur für das Reich annahm, langfristige politische und gesellschaftliche Nachteile für einen erhofften kurzfristigen militärischen Erfolg in Kauf nahm.

U-Boot-Krieg und Zimmermann-Depesche

Nach dem „Hungerwinter“ 1916/17 entschloss sich die Reichsleitung zu Beginn des Jahres 1917 zum Ergreifen einer letzten verzweifelten „Alternative“ – die Wieder-

aufnahme des uneingeschränkten U-Boot-Krieges. Dabei konnte man sich auf zurückliegende Erfahrungen wie auch optimistische Einschätzungen beziehen. Dies war indes nicht ohne politische Brisanz. Bereits 1915 wurde das Munition für den europäischen Kriegsschauplatz mitführende US-amerikanische Passagierschiff „Lusitania“ versenkt. Dabei kamen auch über 100 US-Staatsbürger ums Leben. Nach diesem Vorfall drohten die USA im Falle einer Wiederholung mit ihrer Intervention. Um dieser zu entgehen, versicherte die deutsche Seekriegsleitung im Herbst 1915 den Rückgang aller U-Boot-Angriffe. Nun aber sah die Führung der kaiserlichen Marine keine andere Möglichkeit mehr, sich der britischen Blockade zu entziehen. Erneut wurden der OHL wie auch dem Reichskanzler „Berechnungen“ vorgelegt, die eindrucksvoll beweisen sollten, dass die Wiederaufnahme des U-Boot-Krieges innerhalb von sechs Monaten zum Zusammenbruch Großbritanniens führen würde. Auch Frankreichs Durchhaltefähigkeit war so zu „torpedieren“, da es von britischen und US-amerikanischen Zufuhren abhängig war.

Indes: mit der Entscheidung zur Durchführung im Januar 1917 wurde natürlich auch die Gefahr in Kauf genommen, die USA existenziell und fundamental herauszufordern. Für deren Entscheidung zum Kriegseintritt trat jedoch noch ein weiterer Grund hinzu. Der deutsche Außenstaatssekretär Zimmermann bot Mexiko eine diplomatische Zusammenarbeit an. Mexiko sollte die USA auf dem nordamerikanischen Kontinent binden, erhielt dafür die Zusage von Waffenlieferungen sowie die diplomatische Unterstützung für die Wiedergewinnung von den im Krieg gegen die USA 1848 verlorenen Gebiete wie Texas, New Mexico, Arizona etc. Diese Depesche wurde vom britischen Marinegeheimdienst abgefangen, entschlüsselt und dem US-Botschafter in London übergeben. Dieses „Bündnisangebot“ war für die USA nicht hinnehmbar – ihr Entschluss zum Kriegseintritt Anfang April 1917 wurde zudem dadurch erleichtert, dass es in Russland in der Februarrevolution von 1917 zur Absetzung des neoabsolutistischen Zarentums gekommen war. Dies bot auch die Gelegenheit für eine „ideologische“ Frontstellung der nun „bürgerlichen“ Staaten, selbst wenn sie natürlich keinesfalls alle Demokratien waren, gegen die „autokratischen“ Mittelmächte.

Auch wenn der deutsche U-Boot-Krieg zunächst äußerst erfolgreich durchgeführt wurde und die britischen Inseln kurz vor einem temporären Kollaps der Nahrungsmittelversorgung standen, war es nun lediglich eine Frage der Zeit, bis sich nach einer Umstellung der industriellen Friedensproduktion auf die Kriegsproduktion die enorme Ressourcenüberlegenheit der USA auch auf dem europäischen Kriegsschauplatz – und hier insbesondere gegen das Deutsche Reich – auswirken würde.

Seit dem Februar 1917 führte das Deutsche Reich nun Krieg gegen die beiden nächst stärksten Kontinentalstaaten Frankreich und Russland, gegen die „aktuelle“ Weltmacht Großbritannien sowie die Weltmacht der Zukunft USA.

Statue der klagenden Soldaten des Münchner Bildhauers Emil Krieger auf dem deutschen Militärfriedhof in Langemark (Belgien)

Die Prognosen auf deutscher Seite gingen für das Kriegsjahr 1918 davon aus, dass ab dem Frühling jeden Monat Unmengen an Material und ca. 250.000 Soldaten in Europa angelandet werden würden – und dies bei immer stärker schwindenden personellen und materiellen Ressourcen des Reiches. Selbst wenn die neuen GIs noch einige Zeit benötigen würden, um mit dem europäischen Kriegsbild gänzlich vertraut zu sein, so war doch das Ende absehbar. Die einfache Frage lautete daher: Woher können zusätzliche deutsche Divisionen kommen, die im Idealfall einen entscheidenden Sieg an der Westfront erzielen konnten, bevor sich die US-amerikanische Überlegenheit auswirken würde? Die einfache Antwort lautete: von der Ostfront!

Revolutionierung Russlands

Der bisherige Kriegsverlauf verlangte dem Zarenreich enorme Menschenverluste ab. Die im Sommer 1917 – nach der Februarrevolution – durchgeführte „Kerensky-Offensive" war der letzte groß angelegte russische Versuch zur Erlangung einer militärischen Entscheidung; auch sie scheiterte mit gewaltigen Verlusten – Russland war militärisch und vor allem wirtschaftlich und politisch am Ende. Eine deutsche „Gegenoperation" – nun politisch – konnte zum vollkommenen Kollaps führen. Der seit Kriegsbeginn im Schweizer Exil beobachtete russische Revolutionär Lenin sollte zum „Trumpf" der OHL werden. Die kurz- und mittelfristigen Ziele von OHL und Lenin deckten sich – nicht hingegen ihre politischen Fernziele. Aber diese lagen in Kriegszeiten ohnehin in der realen Planungsarbeit in sehr weiter Ferne.

Die Einschleusung Lenins in Russland – mit „Segen" und Geld der OHL – sollte dazu führen, dass Russland nach einer sozialistisch-kommunistischen Revolution um Frieden bittet. Dies konnte – erstens – als entscheidender Sieg im Osten betrachtet werden, zweitens der eigenen Bevölkerung einen weiteren Anreiz zur Anspannung letzter Reserven abverlangen, um auch im Westen noch das schier Unmögliche zu erreichen, weil – drittens – nun auch plötzlich Dutzende von Divisionen für den erhofften Durchbruch im Westen freigesetzt wurden. Welche Fernwirkung ein derartig fundamentaler Regime- und Politikwechsel für die Zukunft innen- und außenpolitischen Handelns haben konnte, würde geflissentlich beiseite geschoben bzw. als marginal eingestuft. Gleichwohl: Sollte das Deutsche Reich nicht schnell genug mit einem Sieg an der Westfront aus dem Krieg hervorgehen, konnte das kommunistische System durchaus auch Auswirkungen auf Deutschland haben, weil die innere Lage im Kaiserreich zunehmend labiler wurde. Entscheidend war aber zunächst einzig und allein die militärische Abwicklung der „Ostfront" des Reiches.

Wider Erwarten verselbständigten sich jedoch die realen Entwicklungen von der genuin militärischen Planung und Hoffnung der OHL. Zunächst mussten die gewonnenen Territorien, die Russland im Zuge des „Friedensvertrages" von Brest-Litowsk vom März 1918 an das Reich abzutreten hatten, unter Kontrolle gebracht werden. Insbesondere die Notwendigkeit, aufgrund der britischen Blockade aus der Ukraine eine „Kornkammer" für die deutsche Nahrungsmittelversorgung zu machen sowie der seit dem Frühjahr 1918 erfolgende tiefe Vorstoß in das in den Wirren der Revolution versinkende Russland schufen plötzlich die „Vision" eines geradezu autarken und unbezwingbaren deutschen „Ost-Imperiums" – übrigens mit bekannten Folgen für die Zukunft spätestens ab 1941, als die politischen und militärischen Planer von einem erneuten schnellen Kollaps des sowjetrussischen Reiches ausgingen wie sie es als junge Offiziere 1918 mit eigenen Augen gesehen hatten.

Ein Kriegsschauplatz bei St-Laurant-Blangy (Frankreich)

Daher wurden auch nicht alle militärischen Kräfte an die Westfront abgezogen. Dennoch war die Zuversicht, mit Beginn der „Kaiser- bzw. Michaeloffensive" ab dem 21. März 1918 nun auch gegen die Westalliierten zu einem großen Erfolg zu gelangen, der sehr viel mehr als einen moderaten oder defensiven „Verständigungsfrieden" in erreichbare Nähe zu bringen schien, schier unreal groß. Das „Zeitfenster" Frühjahr und Frühsommer 1918 sollte die Wende bringen, zumal die Verbündeten des Reiches – Österreich, Bulgarien und das Osmanische Reich – längst vor dem Zusammenbruch standen. Alles hing vom erfolgreichen Verlauf der Offensive ab.

Der Weg in die Kapitulation

Indes, trotz der zunächst im Vergleich zu der statischen Kriegführung der vergangenen Jahre unerwarteten Geländegewinne entwickelte sich der dritte Versuch, im Westen die Entscheidung des Krieges zu erzwingen, ebenfalls negativ. Die deutschen Verluste, die jenen der großen Materialschlachten des Jahres 1916 nicht nachstanden, führten im Sommer zu einem Kulminationspunkt, an dem sich die alliierte Überlegenheit auswirkte – und dies nicht nur in Hinsicht auf die Anzahl der Soldaten und des Kriegsmaterials. Auch auf waffentechnologischem Terrain (Tanks resp. Panzerkampfwagen) waren die Westmächte in der Endphase des Krieges sehr viel weiter.

Warnende Berichte von Offizieren über die bedrohliche Lage der deutschen Truppen an der Front ließen Hindenburg unbeeindruckt. Denn bis Juni 1918 trafen noch Siegesmeldungen von der Westfront ein. Diese bestätigten ihn in seiner unerschütterlichen Siegeszuversicht. Mitte Juli 1918 war jedoch der Wendepunkt des Krieges im Westen erreicht. Intern gestand sich die OHL die vernichtende Niederlage ein, wohingegen man in der Öffentlichkeit versuchte, die Illusion eines baldigen „Siegfriedens" aufrechtzuerhalten. Doch am 8. August 1918, dem „schwarzen Tag des Deutschen Heeres", als bei Amiens im Zuge einer großangelegten Sommeroffensive britische Panzer das erste Mal als operative Größe im Zusammenhang eingesetzt wurden, war die OHL nicht mehr in der Lage, die Niederlage zu beschönigen. Dennoch hielten Hindenburg und Ludendorff – wider besseres

Wissen – an der Hoffnung fest, dass dem Frontheer doch noch ein Übergang von der Defensive in die Offensive gelingen würde.
Am Ende des Krieges ging alles sehr schnell. Selbst die zuvor errichteten deutschen Auffangstellungen, die mit Namen aus der mittelalterlichen Mythologie (Siegried, Kriemhild, Brunhild etc.) versehen waren, hielten nicht stand. Der Vormarsch der Alliierten wurde nicht mehr vom deutschen Widerstand sondern von ihren eigenen logistischen Möglichkeiten bestimmt (i.e. verzögert) und der Zusammenbruch des weichen südöstlichen Unterleibs (Bulgarien, Osmanisches Reich, K.u.k.-Monarchie) machte jede Weiterführung des Krieges sinnlos. Der Krieg war zu beenden, lautete Ludendorffs Folgerung. Am 28. September einigte er sich mit Hindenburg darauf, dass ein Waffenstillstand auf der Basis der 14 Punkte des US-Präsidenten Wilson erforderlich sei.

Übrig blieb alleine die Form der Kapitulation. Sie verwies wieder zurück auf die vor dem Krieg bereits lange eingeübte militärische Sozialisation der OHL. Ludendorff wollte nicht persönlich vor den Franzosen kapitulieren und schickte einen Stabsoffizier nach Berlin. Dieser sollte die nun wieder in ihrer Verantwortlichkeit entdeckten Politiker des Reichstages in ihr „Recht“ (verstanden als „Pflicht“) setzen. Als Preis dafür, dass sie – wie es Friedrich Ebert später formulierte – „in die Bresche“ sprangen, erhielten sie die Zusicherung, das Reich parlamentarisieren zu dürfen, was bis Ende Oktober 1918 auch gelang (und eine Revolution im Kern überflüssig machte). Möglicherweise erschien dies für Ludendorff aber auch eine „vernünftige“ Grundlage zu sein, da er davon ausging, dass Wilson ein Waffenstillstandsgesuch von zivilen und demokratisch gewählten Volksvertretern des Reiches kaum ausschlagen konnte. Ein solches schien ihm jedoch zwingend geboten, da er ein zügiges Zusammenbrechen der Front befürchtete. Als der am 3. Oktober 1918 ernannte Reichskanzler Prinz Max von Baden, der erste (und letzte) vom Vertrauen des Reichstages getragene des Kaiserreiches, seiner „Pflicht“ nachkam, war es aber bereits viel zu spät.

Das Waffenstillstandsgesuch von Anfang Oktober konnte das Kaiserreich nicht mehr retten. Die letzte Kugel zum Untergang wurde – Paradoxon oder systemimmanente Logik? – vom Seeoffizierkorps des Monarchen abgefeuert. Im vollen Wissen um die generelle politische Lage wurde hier entschieden, eine vollständige Auslieferung der Flotte an den maritimen „Erbfeind“ zu verhindern und in einem letzten Versuch das zu machen, wofür die Flotte einst als „Germania auf dem Meere“ konzipiert worden war: die „Entscheidungsschlacht“ in der Deutschen Bucht gegen die britische Navy, um – wieder ein Einholen

Vorbereitung für die Parade zum Remembrance Day – Ypern (Belgien), 11.11.2011

durch das zuvor eingeübte Selbstverständnis – erfolglos, aber in Wahrung der seemännischen (Offizier-)Ehre, unterzugehen. Diesem Ansinnen haben sich die Mannschaften der Marine versagt. Ihre Befehlsverweigerung wurde zur Meuterei und diese zu einem zentralen Auslöser – nicht: der Grund – für die sich schnell ausbreitende Revolution im Reich. Erschöpfung und Ermattung der Bevölkerung brachen sich ihre Bahn und der Wille zur – gemäßigten aber auch radikalen – politischen Neuerung schuf neue Fakten.

7. Bilanz und Perspektiven

Auch eine Bilanz des Ersten Weltkrieges kann nur unvollkommen sein. In der strategischen Logik aller Großmächte gab es im Juli 1914 neben dem realen „Blankoscheck“ des Deutschen Reiches an Österreich-Ungarn viele vermeintliche und einen daraus abgeleiteten „Zwang“ zur „Nibelungentreue“ auf allen Seiten. Keine der europäischen Großmächte sah deshalb die Notwendigkeit, in der Juli-Krise als Bremser und Schlichter aufzutreten. Fast alle Staaten Europas hatten darüber hinaus Fragen ihrer Souveränität mit einem Amalgam von Prestige und Ehre verknüpft, die mehr den „Regeln“ einer Gesinnungs- als einer Verantwortungsethik folgten – auch weil sie kein Interesse daran hatten, ihre jeweiligen bündnispolitischen Verpflichtungen zu „verraten“. Dadurch entstand eine „Kettenreaktion“ in den europäischen Metropolen und damit: der „Große Krieg“.

Dessen unmittelbaren Auswirkungen auf militärischem Terrain waren vielfältig: das erwartete „Kriegsbild“ (Offensive) war in keiner Weise das dann reale (Defensive), die Feuerkraft der Artillerie zwang alle Armeen in die Gräben – als Nebeneffekt wirkten die Granaten und Gräben in gewissem Sinne auch „demokratisierend“, da sie in den entstehenden, aufgrund der hohen Verluste temporären, Frontgemeinschaften die Statusunterschiede bei den Dienstgradgruppen einebneten; dies führte jedoch auch zu einer neuen Differenzierung zwischen “Front“ und „Etappe“. Zahlreiche gänzlich neue Kampfmittel prägten das neue „Kriegsbild“ und die Erinnerung daran: Der Einsatz chemischer Waffen (Giftgas) seit 1915 und gepanzerter Fahrzeuge (Tanks) seit 1917 auf dem „klassischen“ Gefechtsfeld sowie die Eroberung der dritten Dimension durch Flugzeuge und U-Boote revolutionierten die alten Vorstellungen verhaftete Führung von Armeen in einem

Bäume wachen über die Gräber französischer Soldaten auf dem Soldatenfriedhof in Notre Dame de Lorette

Rekonstruierte Überreste eines deutschen Schützengrabens nahe Wijtschate (Belgien)

Krieg genauso wie die Bildung von Stoßtrupps und die Konzentration des Artilleriefeuers auf geplante Durchbruchsabschnitte zur Überwindung des Stellungskrieges. Bis auf die militärische Nutzung von Giftgas sollten alle neuen Faktoren bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges einer dynamischen Weiterentwicklung unterliegen und auf genuin militärischem Terrain als Konzeption des „Blitzkrieg“ dazu beitragen, das zu verhindern, wofür der Erste Weltkrieg als Ganzes steht: die hohe Invalidität aufgrund physischer Schäden und weit verbreitete Traumata. Denn die Materialschlachten mit ihren immensen Todes- und Verwundetenzahlen waren sprichwörtlich individuell, gesellschaftlich und politisch verheerend: von den von allen Staaten in den Krieg geschickten Soldaten waren am Ende von ca. 65 Mio. Mann über 8,5 Mio. gefallen und über 21 Mio. verwundet.

Aber auch die Zivilbevölkerung war stark betroffen: Die (totale) Mobilmachung und Aktivierung aller Reserven schuf das neue Phänomen der „Heimatfront“, die kriegswirtschaftlichen Eingriffe von ziviler Reichsleitung und OHL während des Krieges haben selbst bei einem „kapitalistischen“ Staat wie dem Deutschen Kaiserreich zu einer Staatsquote von ca. 70% geführt – es praktizierte somit de facto einen „Kriegssozialismus“ – und die anhaltende Propaganda sowie politisch-medial gelenkte „Erinnerungspolitik“ entließen die Gesellschaften auch nach dem Krieg nicht vollständig in neue „Friedensgesellschaften“.

Letztlich wurde der Erste Weltkrieg durch die politische, militärische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Anspannung aller Ressourcen der erste voll industrialisierte Krieg mit der Tendenz zur Totalisierung ab 1917 sowie mit dem Epochenjahr 1917 (Russ. Revolution und Kriegseintritt der USA) zum Katalysator für das „Zeitalter der Extreme“ (Kommunismus/Faschismus/NS vs. liberale Demokratie). An seinem Ende konnten sich auch demokratische Politiker bei den Friedensschlüssen der Pariser Vororte nicht davon befreien, ihren jeweiligen Bevölkerungen eine „Beute“ zu präsentieren. Wer großen (Kriegs-)Gesellschaften ein langwieriges Ringen und unermessliche Verluste abverlangte, konnte sich – befangen in althergebrachten Kategorien der Machtpolitik – nicht mit einem weisen Friedensschluss bescheiden.

Auch deshalb war das „Erbe“ des „Großen Krieges“ gewaltig. Seine politisch-gesellschaftlichen Folgen reichen bis in die Gegenwart (Bsp.: Nationalitätenfrage insbesondere in Mittel- und Südosteuropa, aber auch im Nahen Osten). Er hinterließ immense materielle und personelle Schäden, führte zu einer Zerstörung der „Welt von gestern“ *(Stefan Zweig)* und einem Umsturz des bisherigen Mächtesystems der Pentarchie. In historischer Perspektive verspielte der Krieg weitgehend Europas Subjektrolle in der Weltpolitik. Er war auch der Grund für tiefgreifende gesellschaftspolitische Verwerfungen (Kultur der Gewalt verhindert Demokratie!) und stand aufgrund seiner Auswirkungen Pate bei der Entstehung totalitärer

Systeme (Nationalsozialismus und Sowjet-Marxismus), ohne dass er deshalb zwingend als unabänderliche Ursache des Zweiten Weltkrieges gesehen werden darf. Denn diese Annahme impliziert doch zu sehr, dass eine „Urkatastrophe“ die nachfolgenden Generationen von ihrer Verantwortung entbinden würde.

8. Literaturhinweise

Berghahn, Volker R. (2003): Der Erste Weltkrieg, München.

Clark, Christopher (2013): Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München.

Ferguson, Niall (2001): Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, München.

Groß, Gerhard P./Ehlert, Hans/Epkenhans, Michael (Hrsg.) (2006): Der Schlieffenplan. Analysen und Dokumente (= Zeitalter der Weltkriege, 2), Paderborn.

Hirschfeld, Gerhard/Krumeich, Gerd/Renz, Irina in Verbindung mit Markus Pöhlmann (Hrsg.) (2009): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn

Howard, Michael (2004): Kurze Geschichte des Ersten Weltkrieges, München, Zürich.

Keegan, John (2001): Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie, Reinbek.

Mommsen, Wolfgang J. (2002): Die Urkatastrophe Deutschlands. Der Erste Weltkrieg 1914–1918 (= Gebhardt. Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 17), 10. Auflage Stuttgart.

Neitzel, Sönke (2003): Blut und Eisen. Deutschland im Ersten Weltkrieg, Zürich.

Pöhlmann, Markus/Potempa, Harald/Vogel, Thomas (Hrsg.) im Auftrag des Zentrums für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften (2013): Der Erste Weltkrieg 1914-1918. Der deutsche Aufmarsch in ein kriegerisches Jahrhundert, München.

Salewski, Michael (2003): Der Erste Weltkrieg, Paderborn u. a.

Strachan, Hew (2006): Der Erste Weltkrieg. Eine neue illustrierte Geschichte, München.

Autor

Dr. Eberhard Birk, Oberregierungsrat und Oberstleutnant d. R., seit 2000 Dozent für Militärgeschichte und Politische Bildung an der Offizierschule der Luftwaffe in Fürstenfeldbruck. Zahlreiche Veröffentlichungen zu Themen der deutschen Militärgeschichte im europäischen Kontext sowie Sicherheitspolitik und Strategiebildung in militärhistorischer Perspektive und zu Fragen der militärischen Traditionsbildung.

Zur Bedeutung des Ersten Weltkriegs in der Geschichte des 20. Jahrhunderts

Aribert Reimann

Es ist wirklich kaum zu glauben, aber die Bedeutung des Ersten Weltkriegs für die Geschichte des 20. Jahrhunderts schien nie wieder so klar und deutlich sichtbar zu sein wie bereits zum Zeitpunkt des Kriegsendes selbst. In seiner improvisierten Ansprache vom Balkon des Berliner Stadtschlosses sah Karl Liebknecht „das Alte niedergerissen“ und rief zur vereinten Unterstützung der „Regierung der Arbeiter und Bauern“ auf, um „eine neue staatliche Ordnung des Proletariats zu schaffen, eine Ordnung des Friedens, des Glücks und der Freiheit unserer deutschen Brüder und unserer Brüder in der ganzen Welt. Wir reichen ihnen die Hände und rufen sie zur Vollendung der Weltrevolution auf.“[1] Wenige Wochen später zur Weihnachtszeit haderten am anderen Ende des politischen Spektrums die preußischen Monarchisten mit ihrem Schicksal und hielten sich in der Neuen Preußischen Zeitung an das „Bild der unvergeßlichen Königin Louise“, die über die Schmach der preußischen Niederlage gegen Napoleons Armeen hinweggetröstet und die romantischen Freiheitskämpfer inspiriert habe.[2]

1 *Vossische Zeitung* Nr. 576 vom 10. 11. 1918

2 *Neue Preußische Zeitung*, 23.11.1918, Abendausgabe.

Vergessene Kreuze am Rande des französischen Soldatenfriedhofs von La Targette. Sie wurden zurückgelassen, als man sie durch neue ersetzte.

Doch schon wenige Tage später am Silvesterabend kommentierte dieselbe Zeitung: „Was will gegen das Jahr 1918 selbst das Unglücksjahr 1806 sagen? Tiefer ist noch nie ein Volk in jähem Wechsel zusammengebrochen wie wir.“[3] Und die bayrischen Nationalliberalen konnten zur selben Zeit in ihren „Münchner Neuesten Nachrichten“ wiederum lesen, dass „[d]ie Abschnitte der Weltgeschichte“ zwar „nicht im Kalender“ stünden, aber sie würden sich „dem Denkenden mit unverkennbarer Deutlichkeit“ enthüllen. Deutlich wurde dabei in erster Linie eine besonders düstere Perspektive für jeden Liberalen: „Ein doppelter Silvesterabend liegt heute über Deutschland: das Ende des bürgerlichen Jahres und das Ende der bürgerlichen Zeitepoche.“[4]

Nach bald einhundert Jahren kann man feststellen, dass alle diese zeitgenössischen Einschätzungen im weiteren Verlauf des 20. Jahrhunderts relativiert wurden: die sozialistischen Träume reiften nicht oder verwandelten sich gar in Albträume, und weitaus verheerendere nationale Unglücksjahre sollten in Deutschland und rund um die Welt folgen, während umgekehrt das sozio-politische Ideal der „Bürgerlichkeit“ sich auch zu Beginn des 21. Jahrhunderts noch als erstaunlich anpassungs- und überlebensfähig erweist. Die Unterscheidung zwischen Brüchen und Kontinuitäten, die mit dem Ende des Ersten Weltkriegs verbunden sein würden, fiel den Zeitgenossen – wohl gerade wegen ihrer welthistorischen Bescheidwisserei – offenbar nicht leicht, doch es bleibt zu fragen, ob unsere Einschätzungen der Weltkriegsfolgen in der historischen Rückschau so viel besser ausgefallen sind. Bevor also im nächsten Sommer der unvermeidliche Adolf Hitler den unvermeidlichen Spiegel-Titel zur „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ schmücken wird, möchte ich mehrere Ebenen einer kritischen Bestandsaufnahme vorschlagen, die einen Beitrag zur Historisierung der Folgen und Nachwirkungen des Ersten Weltkriegs leisten soll.

Der Erste Weltkrieg als globalhistorisches und eigenständiges Phänomen

Man schreibt dem Ersten Weltkrieg für gewöhnlich die Funktion einer welthistorischen Zäsur zu, mit der das „lange 19. Jahrhundert“ der westlichen Industrialisierung und des global agierenden europäischen Imperialismus in das „kurze 20. Jahrhundert“ der sogenannten „deutschen Katastrophe“ umgeschlagen sei.[5] So grundlegend und gewaltig erscheint diese Zäsur, dass seit Jahrzehnten immer wieder von der „Urkatastrophe“ die Rede ist, die den Beginn eines sogenannten „zweiten Dreißigjährigen Krieges“ markiere. Wenn wir uns dieser geschichtspolitischen Chiffre aus der Perspektive der Folgen und Nachwirkungen des Krieges nähern, so sollte sich, so glaube ich, ein differenzierteres und vielschichtigeres Bild ergeben, das uns bei der Etikettierung des Ersten Weltkriegs zur Vorsicht mahnt. Dabei sollten uns zwei unterschiedliche, aber inhaltlich miteinander verknüpfte intellektuelle Grundinstinkte leiten: erstens der Versuch, aus der begrenzten deutschen Perspektive herauszutreten und den Weltkrieg als ein globalhistorisches Phänomen zu begreifen; zweitens die Vorsicht, spätere Entwicklungen der nachfolgenden Jahrzehnte nicht umstandslos in die Epoche des Ersten Weltkriegs zurückzuprojezieren, also statt dessen den Weltkrieg an seinem spezifischen historischen Ort zu belassen und seine Rolle innerhalb des 20. Jahrhunderts auch von dort aus zu verstehen. Und dabei kann es auch nützlich sein, verschiedene analytische Ebenen der Auswirkungen des Krieges in einer längerfristigen Perspektive zu unterscheiden, z.B. die grundsätzlichen Strukturen der internationalen Ordnung nach dem Krieg, die ökonomischen Nah- und Fernwirkungen, die sozialen Konsequenzen des industriellen Massenkrieges, die Entwicklung der Gewaltpraktiken seit dem 19. Jahrhundert, sowie ausgewählte Aspekte der technologischen Entwicklung und ihrer Auswirkungen. Erst dann können wir noch einmal nach dem Ort der deutschen Erfahrung des Ersten Weltkriegs fragen.

Nationalstaatliches Denken in Europa und Fortsetzung der Kolonialherrschaft

Die unmittelbaren völkerrechtlichen Konsequenzen des Weltkriegs sind weitgehend bekannt und hier nur kurz zu rekapitulieren: Das System der Pariser Vorortverträge, mit dem in den Jahren 1919 und 1920 der Erste Weltkrieg formal beendet wurde, folgte zunächst zwei Grundprinzipien: einmal in Mittel-Osteuropa dem von Präsident Wilson favorisierten „Selbstbestimmungsrecht der Völker“, also dem Nationalstaatsprinzip, und zum anderen gleichzeitig

3 *Neue Preußische Zeitung*, 1.1.1919, Abendausgabe.

4 *Münchner Neueste Nachrichten*, 31.12.1918, Abendausgabe.

5 Mark Mazower. Der dunkle Kontinent. Europa im 20. Jahrhundert, Frankfurt a.M. 2002; stärker globalhistorisch und ein bleibender Klassiker: Eric Hobsbawm: Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München 1998; direkt zum Ersten Weltkrieg: Ernst Schulin: Der Erste Weltkrieg und das Ende des alten Europa, in: A. Nitschke, G. A. Ritter, D. J. K. Peukert u. R. vom Bruch (Hgg.): Jahrhundertwende. Der Aufbruch in die Moderne 1880-1930, Bd. 1, Reinbek 1990, S. 369-403.

der Konsolidierung westeuropäischer Kolonialinteressen. Mit der Auflösung der Vielvölker-Strukturen des Deutschen, Russischen, Habsburgischen und Osmanischen Reiches schien zunächst die Zeit der alten Mächte des 19. Jahrhunderts abgelaufen und durch eine grundsätzlich neue Ordnungsstruktur ersetzt worden zu sein. Man kann diese Neuordnung des östlichen Kontinentaleuropa aber auch unter anderen Vorzeichen in einer Kontinuität des modernen europäischen Nationalismus sehen: Das Nationalstaatsprinzip geht in seiner modernen Form auf das revolutionäre Frankreich des ausgehenden 18. Jahrhunderts zurück und hatte sich seit den Napoleonischen Kriegen von Westen nach Osten über Europa ausgebreitet. War die Schaffung Belgiens noch eine strategische Kompromisslösung älteren Stils, so standen während der 1860er Jahre die Erfindung des kleindeutschen und des italienischen Nationalstaats schon ganz im Zeichen dieses modernen Prinzips.

Die Friedensschlüsse, die auf den Ersten Weltkrieg folgten, erweiterten nun den Geltungsraum des nationalstaatlichen Denkens auf Estland, Lettland, Litauen, Polen, Ungarn, die Tschechoslowakei und Jugoslawien (wobei die beiden letzten Produkte der Verträge von Saint-Germain mit Deutsch-Österreich und Trianon mit Ungarn allerdings innerhalb der neuen Friedensordnung ebenfalls Kompromisslösungen darstellten). Insgesamt kann man also sagen, dass der Erste Weltkrieg, der vielerorts als der katastrophale Höhepunkt des Zeitalters des europäischen Nationalismus galt, eben keinen Bruch mit dem Prinzip der Nationalstaatlichkeit in Europa markierte sondern diesem Prinzip (auch auf Drängen der USA) zur beinahe vollständigen Durchsetzung verhalf. Die Herausforderung des verheerenden Weltkriegs, der aus der Logik nationalstaatlicher Interessen bzw. aus ungeklärten Nationalitätenkonflikten auf dem Balkan entstanden war, wurde mit Rezepten aus dem 19. Jahrhundert, eben dem Prinzip der Nationalstaatlichkeit beantwortet – von einem Ende des langen 19. Jahrhunderts des Nationalismus kann hier also keine Rede sein.

In anderen Weltregionen nahm man es mit diesem Prinzip wiederum nicht so genau – insbesondere was die Hinterlassenschaft des Osmanischen Reiches im Nahen Osten anging: Aus der Erbmasse der übriggebliebenen osmanischen Provinzen entstand eben nicht der Kern einer (wie auch immer gearteten) national-arabischen staatlichen Unabhängigkeit sondern die beiden führenden westeuropäischen Kolonialmächte übernahmen in der Form von Völkerbundsmandaten Einflusssphären zwischen der Türkei im Norden und Ägypten im Süden. In beiden Teilen dieser Mandatszonen fand zudem eine Gebietsteilung nach religiösen Gesichtspunkten statt: Frankreich übernahm im Norden den syrischen Teil und trennte mit Blick auf die christliche Minderheit das Gebiet des späteren Libanon ab, Großbritannien zeichnete südlich davon für den Irak und das neu entstandene Transjordanien verantwortlich und verwaltete vor dem Hintergrund der Balfour-Deklaration von 1917 das Mandatsgebiet Palästina separat. Entscheidend dabei ist, dass sowohl Frankreich als auch Großbritannien – trotz der Entwicklungs-Rhetorik ihrer Mandatsaufträge – sich weiterhin als global agierende koloniale Ordnungsmächte positionierten. Wenn man die Übernahme der ehemals deutschen Kolonialgebiete hinzunimmt, dann läutete der Erste Weltkrieg eben nicht das neue Jahrhundert ein, das dann später ganz wesentlich von einer Tendenz zur Entkolonialisierung gekennzeichnet war, sondern die Einflusssphäre der noch verbliebenen Kolonialmächte Großbritannien, Frankreich, Belgien, Niederlande und Portugal erreichte erst nach dem Krieg ihre maximale Ausdehnung. Die Übernahme Deutsch-Südwest-Afrikas durch die Südafrikanische Union und einiger pazifischer Inseln durch neue regionale Mächte wie Japan und die britischen Dominions Australien und Neuseeland ändert am Gesamtbild grundsätzlich nichts. Auch in dieser Hinsicht präsentierten sich die Folgen des Ersten Weltkriegs also nicht als Zäsur sondern eher als Kulminationspunkt längerfristiger Entwicklungen der europäischen Kolonialherrschaft.

Die Relevanz des Völkerbunds

Was den Versuch einer grundlegenden Neuregelung internationaler Beziehungen und der Konfliktvermeidung durch den Völkerbund anging, sollte man bei der historischen Einordnung ebenfalls zurückhaltend sein. Bei allem Optimismus, der mit der Schaffung der neuen Weltorganisation einherging, kann man den qualitativen Innovationscharakter des Völkerbundes klar begrenzen. Es geht mir hier ausdrücklich nicht um den Hinweis auf sein schließliches Scheitern in den internationalen Krisen der 30er Jahre – das wäre unhistorisch gedacht – sondern um seine ursprünglichen Konstruktionsprinzipien aus dem Jahr 1920. Wiederum wirkte sich die diplomatische Hegemonie der westeuropäischen Weltmächte Großbritannien und Frankreich insofern problematisch aus, als man auf wichtige internationale Machtfaktoren verzichten zu können glaubte: die USA, das Deutsche Reich oder Sowjetrussland gehörten nicht zu den Gründungsmitgliedern. Gleichzeitig aber war der Völkerbund eben auch nicht das, was man nach dem Zweiten Weltkrieg als ein „System der kollektiven Sicherheit“ (z.B. in der Form des Helsinki-Prozesses) ins Auge zu fassen versuchte. Bei allem philosophischem Sendungsbewusstsein und trotz einiger Ansätze zur Schaffung einer internationalen Organisationslandschaft entwickelte sich die machtpolitische Architektur des Völkerbundes, des Obersten Rates und der Botschaftskonferenz de facto zu einer auf Dauer gestellten internationalen Kongresslösung.[6] Ei-

6 Vgl. z.B. die detailliertere Analyse von Jürgen Heideking: Oberster Rat – Botschaftskonferenz – Völkerbund, Historische

ne territoriale Neuordnung Europas bei gleichzeitiger Hegemonie eines begrenzten Konzertes der Großmächte (Großbritannien, Frankreich, Italien, Japan), um auf internationale Krisen reagieren zu können, das war alles, was von den Hoffnungen auf eine effektive Weltfriedensordnung blieb. Alle weitergehenden Ziele einer effektiven Friedenssicherung, des Minderheitenschutzes, einer Entkolonisierung oder der internationalen Abrüstung waren vor diesem Hintergrund unerreichbar. Die Art und Weise, wie nach dem Scheitern des Völkerbundes z.B. 1938 auf die Sudetenkrise reagiert wurde (man denke an die Konferenz von München), illustriert anschaulich, wie die Denkweise europäischer Kongresslösungen noch über den Ersten Weltkrieg hinweg fortlebte. Auch in diesem Bereich ist die Annahme einer grundlegenden Zäsur gegenüber der Vorkriegszeit nicht wirklich plausibel.

Epochale Veränderungen auf der internationalen Bühne

Schließlich sollten aber auch die wirklich epochalen Veränderungen auf der internationalen Bühne nicht unerwähnt bleiben, auch wenn sie eben zunächst höchstens indirekte Auswirkungen auf die Weltpolitik haben sollten: Der Kreis der Weltmächte hatte sich im Schatten des Weltkriegs um zwei nicht-europäische Machtfaktoren erweitert: Sowohl die USA als auch Japan hatten bereits gegen Ende des 19. Jahrhunderts ihre regionalen Hegemonieansprüche angemeldet (beide hatten jeweils einen Krieg gegen eine europäische Macht geführt und gewonnen, die USA 1898 gegen Spanien und Japan 1904/05 gegen das zaristische Russland). Der Weltkrieg eröffnete beiden – in Fortsetzung ihres längerfristigen geostrategischen Aufstiegs – die Option auf einen Weltmachtstatus. Für die USA galt das in erster Linie in ökonomischer Hinsicht, nachdem sich der amerikanische Kongress den Pariser Vorortverträgen verweigert hatte, Japan hingegen fasste seine asiatischen Expansionspläne von nun an umso konkreter militärisch ins Auge. Das schlug sich aber vorerst nicht in einer neuen Weltordnung nieder, die wie während des 19. Jahrhunderts weitgehend eurozentrisch blieb. Und ein dritter neuer Machtfaktor sollte zwar schließlich von welthistorischer Bedeutung werden – allerdings, wie ich argumentieren würde, zunächst gleichsam ex negativo, d.h. aufgrund der Gegenreaktionen, die durch ihn hervorgerufen wurden. Die neue Sowjetmacht in Russland muss in der Tat als der grundlegendste Bruch gegenüber den politischen und sozialen Ordnungssystemen des vorangegangenen Jahrhunderts gelten, aber es mangelte jenseits der Grenzen der neuen Sowjetunion an der Bereitschaft, diesen tatsächlich innovativen Machtfaktor anzuerkennen oder konstruktiv einzubinden.

Man kann eher sagen, dass es in den ersten Nachkriegsjahren überhaupt daran mangelte, die bloße Existenz der neuen Sowjetmacht zur Kenntnis nehmen

Deutscher Militärfriedhof bei Wervicq Sud (Frankreich)

Er scheint sich zu fragen, warum die Soldaten damals marschierten und es immer noch tun – Zuschauer bei der Parade zum Remembrance Day

zu wollen. Die unmittelbare, beeindruckend internationale Intervention, die während des russischen Bürgerkrieges auf die Machteroberung der Bolschewiki folgte, illustriert das: Briten, Franzosen und Amerikaner an der Seite baltischer Truppen und deutscher Freikorpseinheiten im europäischen Teil, Japaner und tschechische ehemalige Kriegsgefangene im sibirischen Teil, dazu schließlich die polnische Offensive im Kampf um die territoriale Neuordnung Ostmitteleuropas – das Ziel dieser beinahe globalen Offensive gegen die Rote Armee war offensichtlich, dieses potentiell weltrevolutionäre Produkt des Ersten Weltkriegs so schnell wie möglich wieder aus der Welt zu schaffen. Und als das misslang, begegnete man der neuentstandenen Sowjetunion (die sich auch noch weigerte, die Altschulden des Zarenreichs zu bedienen) zunächst mit Ausgrenzung. Dass die international ebenfalls geächtete Weimarer Republik seit dem Vertrag von Rapallo verdächtige pragmatische Kooperationen mit der Sowjetunion einging, machte die Sache auch nicht besser. Die einzige wirklich epochale Wirkung, welche die Entstehung der Sowjetunion nach dem Ersten Weltkrieg zunächst hatte, war also ein global verbreiteter Anti-Kommunismus, von dem letztlich die politische Rechte rund um die Welt ihre Legitimation ableitete.

Wer will, mag auch den Kalten Krieg während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in dieser antikommunistischen Traditionslinie sehen – man würde dann über das 20. Jahrhundert als das „Jahrhundert des Antikommunismus“ sprechen. In allen Bereichen der internationalen Ordnung präsentieren sich die unmittelbaren Resultate des Ersten Weltkriegs weniger als ein epochaler Bruch sondern im Wortsinne als reaktionär: Die Konsolidierung des Nationalstaatsprinzips und der kolonialen Machtausübung, die Neuerfindung und Verstetigung der Kongresslösung internationaler Konflikte im Völkerbund, die vorläufige Ausblendung neuer Machtfaktoren und der kollektive Kampf gegen die revolutionären Konsequenzen des Krieges – der Krieg resultierte, wie es scheint, zunächst in dem beinahe allseitigen Verlangen, seine Resultate ignorieren oder ungeschehen machen zu wollen.

Verschiebung ökonomischer und finanzpolitischer Gewichte

Diese Bilanz ist umso erstaunlicher, als sich auf anderen Feldern dramatische Umwälzungen beobachten lassen, die sich gleichsam unter der Oberfläche der internationalen Ordnung vollzogen. Der wichtigste dieser Bereiche ist ohne Zweifel derjenige der Ökonomie. Kaum ein anderes historisches Ereignis hat derartig nachhaltige Folgen für die weltweite Wirtschaftsordnung gehabt wie der Erste Weltkrieg, und das ganze Ausmaß der ökonomischen Erschütterun-

gen, die der Krieg hinterließ, wird insbesondere in einer längerfristigen Perspektive deutlich. Bis 1914 hatte die Weltwirtschaft ganz im Zeichen der europäischen Industrialisierung und ihrer globalen Auswirkungen gestanden. Andere ökonomische Erfolgsgeschichten, insbesondere in Nordamerika, in Japan, teilweise auch in Südamerika, änderten vorerst nichts daran, dass die europäische Dominanz, insbesondere auf den internationalen Finanzmärkten, bei Kriegsbeginn noch ungebrochen war.

Wenige Jahre später sah das ganz anders aus: Der Weltkrieg kann ökonomisch als eine gigantische Kapitalvernichtungsmaschine verstanden werden (was allerdings isolierte Fälle von extremer Kapitalakkumulation nicht ausschließt). Die Kriegsfinanzierung war ein vordringliches Problem aller kriegführenden Nationen, aber man kann nicht sagen, dass dieses Problem irgendwo zufriedenstellend gelöst worden wäre. In Deutschland verlief die Kriegsfinanzierung über Schulden und Anleihen, was letztlich einen enormen (zunächst noch verborgenen) inflationären Druck erzeugte, der erst nach Kriegsende sichtbar werden sollte. Andernorts, wie z.B. in Großbritannien, versuchte man einerseits, die Profite der Rüstungsindustrie (und damit ihre Kapitalbildung) zu dämpfen, und verließ sich gleichzeitig auch auf internationale Kredite, in erster Linie aus den USA. Nach vier Jahren war das Ergebnis dramatisch: England, die bis dahin führende Macht auf den internationalen Finanzmärkten, hatte sich in kürzester Zeit von der größten Gläubigernation der Welt in den größten internationalen Schuldner verwandelt. Und das bedeutete gleichzeitig, dass von nun an New York der wichtigste Finanzmarkt war und die bis dahin beherrschende Londoner City im Schatten der neuen finanziellen Supermacht USA agierte.

Die ökonomische Entmachtung Europas blieb allerdings hinter der politischen Fassade verborgen: Während der zwanziger Jahre hatte z.B. der massive Druck auf die Weimarer Republik, die Reparationsschulden zu bedienen, eben auch damit zu tun, dass die Empfänger wiederum selbst dringende Rückzahlungen ihrer eigenen internationalen Kriegskredite zu leisten hatten, die dann auf den New Yorker Finanzmärkten landeten, um von dort wieder in Form von Krediten und Investitionen nach Deutschland zurückzufließen. Die Präsenz von Ford in Köln oder von General Motors bei Opel sind dafür ja nur die bis heute sichtbarsten Beispiele. Dieser „Kreisverkehr“ der Refinanzierung des Krieges milderte zwar die Effekte der Reparationsleistungen auf die deutsche Wirtschaft, hatte aber für alle direkt oder indirekt Beteiligten zur Folge, dass vom Zustand der US-amerikanischen Finanzmärkte fortan das Schicksal der Weltwirtschaft (und insbesondere der deutschen Wirtschaft) abhing – mit katastrophalen Folgen, wie sich wenige Jahre später herausstellen sollte.

Ökonomische Krise und industrielle Modernisierung

Gleichzeitig erhöhte sich nach dem Krieg durch den strukturellen Kapitalmangel in Europa, durch den relativen Bedeutungszuwachs der Gewerkschaften und eine progressive Lohnpolitik, sowie aufgrund des wachsenden Umfangs sozialstaatlicher Maßnahmen der Rationalisierungsdruck auf die Industrie. Um der neuen globalen Defensivposition gewachsen zu sein, musste sich die Produktivität der europäischen Volkswirtschaften deutlich erhöhen, und in diesem Bereich der industriellen Modernisierung nahmen wiederum die Vereinigten Staaten die internationale Vorreiterstellung ein: Ein Signum der Nachkriegszeit waren die Vokabeln der „Amerikanisierung“ oder des sogenannten „Fordismus“, Kurzformeln für eine als krisenhaft empfundene wirtschaftliche und auch gesellschaftliche Modernisierung Europas nach amerikanischem Vorbild. Am sichtbarsten wurde diese Entwicklung im Bereich der industriellen Rationalisierung und Automatisierung. Das alles wurde in der zeitgenössischen Wahrnehmung allerdings eher als eine Form der ökonomischen Fremdherrschaft oder auch der kulturellen Überfremdung wahrgenommen, als dass man die krisenhafte Entwicklung der Zwischenkriegszeit als eine mehr oder minder direkte Kriegsfolge begriffen hätte.[7] Schuldzuweisungen aufgrund der wirtschaftlichen Krisensituation gab es allseits reichlich – angefangen bei den deutschen Klagen über das „Reparations-Diktat“, die angebliche Maßlosigkeit der gewerkschaftlichen Lohnpolitik, die Furcht vor der ökonomisch-kulturellen Überfremdung bis hin zu extremen Verschwörungstheorien über eine im Verborgenen betriebene Ausbeutung durch das sogenannte „jüdische Weltfinanzkapital“ – kaum ein Erklärungsversuch wurde ausgelassen, mit Ausnahme der nüchternen Einsicht, dass jeder Krieg (ob gewonnen oder verloren) auch irgendwann bezahlt werden muss.

Der Weg in die Hyperinflation

Ein Aspekt der ökonomischen Erschütterungen, die der Weltkrieg hinterließ, hatte dabei eine spezifisch deutsche Komponente und seine traumatischen Nachwirkungen haben bis heute kaum nachgelassen. Die deutsche Kriegsfinanzierung war, wie bereits angesprochen, von Anfang an im Kern inflationär, und das Kriegsende wirkte hier nochmals verschärfend. Während man z.B. in England bei Kriegsende auf eine Rückkehr zur Politik des harten Geldes setzte, versuchte die Weimarer Finanzpolitik (auch aufgrund der prekären innenpolitischen Situation) die drängenden

7 Vgl. Alf Lüdtke u.a. (Hgg.): Amerikanisierung. Traum und Alptraum im Deutschland des 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1996.

Probleme auf dem Arbeitsmarkt und im sozialpolitischen Bereich durch eine gezielte Inflationskonjunktur aufzufangen.[8] Das gelang eine zeitlang (bis etwa 1922) erstaunlich gut, wenn man die tiefen ökonomischen Nachkriegskrisen und die hohe Arbeitslosigkeit zum Vergleich nimmt, die z.B. in Westeuropa auf die militärische Demobilisierung und die Umstellung von Kriegs- auf Friedenswirtschaft folgten. Diese anfängliche relative Erfolgsgeschichte der deutschen Inflation, wie auch die Tatsache, dass die Inflation bereits im Jahr 1914 begonnen hatte, verblasste allerdings vollständig während der Hyperinflation von 1923, die einen Großteil der bürgerlichen Geldvermögen vernichtete und die Lohnabhängigen in existentielle Nöte stürzte. Das schloss allerdings nicht aus, dass einzelne geschickt agierende Akteure wie z.B. der Industrielle Hugo Stinnes die verfallende Währung für einen kometenhaften Aufstieg in die Reichtumselite nutzten – auch das gehört zum Gesamtbild, das sich nicht einfach als kollektive Verelendung sondern auch als krasse soziale Ungerechtigkeit zwischen Arm und Reich manifestierte. Diese Kriegsfolge wurde allenthalben der Republik angelastet, zerstörte zu einem großen Teil die bürgerlich-liberale Mitte der politischen Landschaft, und nach neunzig Jahren bleibt uns heute die tiefsitzende kollektive Furcht vor der Inflation, die immer mit dem Scheitern der ersten deutschen Demokratie assoziiert wird, kaum jedoch mit dem Ersten Weltkrieg, der sie eigentlich verursachte.[9] Im Bereich der ökonomischen Kriegsfolgen haben wir es also global wie national mit grundlegenden Umwälzungen in kürzester Zeit zu tun, die aber von den Zeitgenossen häufig verzerrt wahrgenommen wurden – sei es, weil man den Bedeutungsverlust Europas nicht vollständig erfasste, weil nationales Pathos der Wirklichkeitswahrnehmung im Wege stand oder weil der Krieg nicht als der eigentliche Urheber der Misere identifiziert wurde.

Soziale Folgen und menschliches Leid

Eng mit den ökonomischen Umwälzungen verbunden waren die sozialen Auswirkungen des Krieges. Hier stehen die direkten Kriegsverluste an erster Stelle: Insgesamt etwa 9 Millionen Gefallene waren zu beklagen, für die Nachkriegsgesellschaften war aber gerade auch die mehr als doppelt so hohe Zahl der Kriegsversehrten, etwa 20 Millionen, von einschneidender Bedeutung. Die Versorgung der Invaliden und der strukturelle Ausfall von Arbeitskräften für den Arbeitsmarkt stellten eine bis dahin ungekannte gesellschaftliche Belastung dar, und die Allgegenwart der Kriegsversehrten in der Öffentlichkeit prägte auch die alltagskulturelle Erinnerung an den Krieg.[10] Die Verluste verteilten sich allerdings durchaus unterschiedlich zwischen den kriegführenden Nationen und den sozialen Schichten. Die proportionalen Zahlen der Gefallenen unter der Gesamtzahl der mobilisierten Soldaten schwankte zwischen 12 bis 16 Prozent in den Armeen Großbritanniens, Frankreichs und Deutschlands, konnte aber auch in Extremfällen, z.B. in der serbischen Armee, bis zu 37 Prozent betragen. Der massenhafte Soldatentod traf die kriegführenden Nationen also in durchaus unterschiedlichem Ausmaß. Bei der sozialen Verteilung der Kriegsverluste stellt Großbritannien einen Sonderfall dar, weil dort die Wehrpflicht erst 1916 eingeführt wurde. Die englischen Kriegsfreiwilligenarmeen der ersten Kriegshälfte bestanden überproportional aus den Söhnen der Mittel- und Oberschichten, unter denen wiederum die Schüler und Studenten der Elite-Internate und -Universitäten die bei weitem höchsten Verluste zu beklagen hatten. Sie waren aufgrund ihrer privilegierten Stellung schnell zu mittleren Frontoffizieren befördert worden und bezahlten die Materialschlachten an der Westfront weitaus häufiger mit dem Leben als die einfachen Soldaten aus der Arbeiterschaft, die sich sehr viel seltener freiwillig gemeldet hatten, noch lange in der kriegswichtigen Industrie arbeiteten, und auf dem Schlachtfeld nicht immer so exponiert agieren mussten wie die Feldoffiziere aus der privilegierten Oberschicht. Das hat in England zu der Vorstellung beigetragen, dass im Ersten Weltkrieg die zukünftige soziale Elite des britischen Empire untergegangen sei (die sogenannte „Lost Generation“) – eine Deutung, die den beginnenden relativen Niedergang Großbritanniens im 20. Jahrhundert erklären helfen sollte.

Die Zerstörung des Krieges – so könnte sie ausgesehen haben. Einer von vielen Kratern, die auf den Schlachtfeldern Flanderns noch zu sehen sind, im Wald bei Zonnebeke (Belgien).

Hunger und Seuchen als mittelbare Folgen des Kriegs?!

Zur sozialen Katastrophe des Ersten Weltkriegs gehören aber auch die nur mittelbar mit dem Krieg

8 Dazu: Karl-Heinz Naßmacher u. Hiltrud Naßmacher: Wirtschaftspolitik Großbritanniens seit 1918, in dies.: Nachhaltige Wirtschaftspolitik in der Parlamentarischen Demokratie, (Wiesbaden, 2009), S. 27-76.

9 Vgl. hier: Richard Bessel, Die Krise der Weimarer Republik als Erblast des verlorenen Krieges, in: F. Bajohr u.a. (Hgg.): Zivilisation und Barbarei. Die widersprüchlichen Potentiale der Moderne; Detlev Peukert zum Gedenken, Hamburg 1991, S. 98-114; Gerald Feldmann, Die Inflation und die politische Kultur der Weimarer Republik, in: Manfred Hettling; Paul Nolte (Hgg.): Nation und Gesellschaft in Deutschland. Historische Essays (Hans-Ulrich Wehler zum 65. Geburtstag), München 1996, S. 269-281.

10 Sabine Kienitz: Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914-1923. Paderborn 2008; Seth Koven: Remembering and Dismemberment: Crippled Children, Wounded Soldiers, and the Great War in Great Britain, American Historical Review 99/4 (1994), S. 1167-1202.

verbundenen Leidenserfahrungen: Zum ersten Mal seit 1847 kehrte in Europa (und ganz besonders im durch die englische Seeblockade vom Welthandel abgeschnittenen Deutschland) der Hunger zurück. Nach 70 Jahren erinnerten sich nur noch die Ältesten an die Hungererfahrung ihrer Kindheit, und diese einschneidende soziale Erfahrung musste, von den direkten Opfern unter der Zivilbevölkerung einmal ganz abgesehen, auch eine grundlegende Erschütterung des kollektiven Vertrauens in die sozialen Errungenschaften der Moderne zur Folge haben. Besonders in den östlichen Teilen Kontinentaleuropas kam nach Kriegsende zweitens die traumatische Bürgerkriegserfahrung hinzu, die in Russland, dem Baltikum, in Polen und der Ukraine teilweise über Jahre hinweg besonders die Zivilbevölkerung traf und das offizielle Kriegsende von 1918 vergleichsweise bedeutungslos erscheinen lassen musste.[11] Und drittens wurde die Welt ab 1918 von einer Grippe-Epidemie heimgesucht, die in ihren verheerenden Auswirkungen dem industriellen Massentod während des Weltkriegs nicht nachstand – im Gegenteil: Die Schätzungen über die weltweiten Grippeopferzahlen schwanken stark zwischen 20 und 50 Millionen – auf jeden Fall ein vielfaches dessen, was der Krieg an Todesopfern gefordert hatte.

Dass Kriegserfahrung und Seuchen Hand in Hand gingen, hatte man bis dahin als ein Charakteristikum frühneuzeitlicher Kriege, z.B. des Dreißigjährigen Krieges, angesehen. Der genaue Zusammenhang zwischen Krieg und Seuche ist allerdings nicht klar zu benennen. Sicher hat die erhöhte soziale Mobilität rund um den Globus zur Verbreitung der Grippe beigetragen, und es ist auch vermutet worden, dass die durch Mangelernährung geschwächte Bevölkerung leichter der Seuche zum Opfer fiel als es in Friedenszeiten denkbar gewesen wäre. Das erklärt allerdings nicht die vergleichsweise hohen Grippeopferzahlen gerade unter der Zivilbevölkerung derjenigen Gesellschaften, die nicht direkt unter dem Krieg zu leiden hatten, z.B. in den USA oder in Indien. Auch die Tatsache, dass die Sterblichkeitsraten in New York oder London deutlich über denen von Paris oder Berlin lagen, kann kaum mit den direkten Auswirkungen des Krieges zu tun haben.

Überhaupt konnten die Mangelerfahrungen der Weltkriegsjahre durchaus paradoxe Auswirkungen

11 Dazu: Liulevicius, Vejas Gabriel: War Land on the Eastern Front. Culture, national Identity and German Occupation in World War I, Cambridge 2000; Timothy Snyder: Bloodlands: Europe between Hitler and Stalin (New York, 2010).

Der sonnendurchflutete belgische Militärfriedhof in Ramskapelle (Belgien)

haben: Die Zwangsbewirtschaftung von Lebensmitteln brachte ohne Zweifel nivellierende Effekte für die Gesamtgesellschaft mit sich, von denen z.B. gerade die allerärmsten Bevölkerungsgruppen relativ gesehen profitieren konnten. Zeitweise konnte auch die Armeeverpflegung besser sein als das, was subproletarische Schichten in den industriellen Großstädten der Vorkriegszeit sich hatten leisten können. Ohne die für weite Teile der betroffenen Gesellschaften katastrophalen gesellschaftlichen Auswirkungen und Erfahrungen kleinreden zu wollen, müssen die gesellschaftlichen Leidenserfahrungen, die den Krieg begleiteten, doch nach der jeweiligen geographischen und sozialen Situation differenziert gesehen werden.

Keine Masssenmigration

Was die Folgen des Ersten Weltkrieges von denen des Zweiten Weltkrieges unterscheidet, ist (zumindest zunächst) die relative Abwesenheit von Massenmigrationen, die man im Zuge der territorialen Neugestaltung – insbesondere im östlichen Kontinentaleuropa – hätte erwarten können. Von der Flucht belgischer Zivilisten im Sommer 1914, dem Sonderfall des türkischen Genozids an den Armeniern, oder den oftmals relativ privilegierten russischen Revolutionsflüchtlingen einmal abgesehen, standen Maßnahmen wie Bevölkerungsverschiebungen oder ethnische Säuberungen in Europa zunächst noch nicht auf der Tagesordnung. Zwar hatten nach Kriegsende die deutschen Minderheiten außerhalb der neuen Grenzen, z.B. in Polen, für eine Nationalität zu optieren, und manche zogen die Umsiedlung ins Reichsgebiet dem Minderheitenstatus im neuen polnischen Nationalstaat vor, doch von einer systematischen Vertreibungskampagne konnte auch hier nicht die Rede sein. Das änderte sich 1923 mit dem Friedensschluss von Lausanne, der die moderne Türkei international etablierte, nachdem der Frieden mit dem Osmanischen Reich hinfällig geworden war. Dem nun westlich orientierten türkischen Nationalstaat gestand die internationale Staatengemeinschaft eine ethnische Flurbereinigung des eigenen Staatsgebietes zu, was nach der sogenannten Konvention von Lausanne zu einem Bevölkerungsaustausch zwischen der griechischen Minderheit in Kleinasien und der türkischen Minderheit in Europa führte. Der leidvolle Exodus der Griechen aus Smyrne (dem heutigen Izmir) läutete dann in der Tat ein neues europäisches Zeitalter der Konfliktlösung durch ethnische Säuberung ein.

Zwischen Gewaltausbrüchen und Friedenssehnsucht

Zu den gängigsten sozio-kulturellen Folgewirkungen des Ersten Weltkriegs gehört daneben auch die Vorstellung von einer längerfristigen kollektiven Neigung zu politischer und sozialer Gewalt, sozusagen einer „Fundamentalbrutalisierung" der europäischen Gesellschaften. Ohne Zweifel waren die politischen Konflikte und sozialen Beziehungen während der Nachkriegsjahre sehr viel stärker von Gewaltausbrüchen geprägt als noch während des 19. Jahrhunderts. Grundsätzlich gilt allerdings, dass die übergroße Mehrheit der Kriegsveteranen bei Kriegsende keinen anderen Wunsch hatte als in ihr ziviles und friedfertiges Leben in den Familien zurückzukehren. Diejenigen, die 1918 keinen Weg mehr zurück fanden und statt dessen in einer Art militärischen Dauer-Mobilisierung verharrten, gehörten einer kleinen, allerdings äußerst öffentlichkeitswirksamen Minderheit an.

Außerdem gilt es noch zwei weitere Aspekte zu beachten: Zum einen vollzog sich diese Ausbreitung der Gewaltkulturen innerhalb Europas regional sehr unterschiedlich, und zum anderen sollte diese europäische Gewalterfahrung in längerfristige und auch globale Entwicklungen eingebettet werden.[12] In Europa lässt sich eine deutliche Abstufung der Gewaltausbrüche während der Nachkriegszeit beobachten, innerhalb derer z.B. Deutschland eine mittlere Position einnimmt. In Westeuropa gelang (auch aufgrund der grundsätzlich günstigeren Rahmenbedingungen, z.B. der Abwesenheit von bürgerkriegsähnlichen Situationen – wenn man vom irischen Bürgerkrieg absieht) die Einhegung der Gewalt und die Aufrechterhaltung des staatlichen Gewaltmonopols weitaus besser als im restlichen Europa. In den zentralen Regionen (also z.B. in Deutschland und Italien) lassen sich während der ersten Nachkriegsjahre zwar heftige, jedoch regional und zeitlich begrenzte Gewaltschübe feststellen, die mit der umkämpften politischen Situation zu tun hatten. Wenn man von einer grundsätzlichen Entgrenzung der Gewalt sprechen kann, dann trifft das in erster Linie auf den Osten Kontinentaleuropas zu, wo Bürgerkriege und auch nationalistisch motivierte Gewaltexzesse jeden Rahmen des bisher Bekannten sprengten. Die generelle These von einer Brutalisierung durch den Krieg muss also regional differenziert werden. Und gleichzeitig sollte man auch der Versuchung widerstehen, im Zuge solcher Beobachtungen die Gewaltpraktiken der Vorkriegszeit zu bagatellisieren.

Wenn die Zeit vor 1914 als eine Phase des Friedens dargestellt wird, dann handelt es sich dabei um eine eurozentrische Betrachtungsweise, denn der Rest der Welt, und hier insbesondere die von Europäern kontrollierten Kolonialgebiete, hatte durchaus andere Erfahrungen gemacht. Kriegerische Auseinandersetzungen in der Peripherie des europäischen Kolonialismus gehörten vor 1914 zur Tagesordnung – die britischen Kampagnen im Sudan, in Südafrika, die deutschen Kolonialkriege in Deutsch-Südwest und Ost-Afrika, die italienische Eroberung Libyens, oder die internationale Intervention während des sogenannten Boxeraufstands in China – während der zwei Jahrzehnte vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs lässt sich ein Muster radikalisierter kolonialer Gewaltpraktiken beobachten, das ab 1914 auch Auswirkungen auf den europäischen Kontinent haben sollte. Wir wissen inzwischen z.B. von der Beteiligung deutscher ehemaliger Kolonialoffiziere an den Kriegsverbrechen an der belgischen Zivilbevölkerung im Sommer 1914[13], und der türkische Genozid an den Armeniern 1915 hatte in seiner Durchführung verblüffende Ähnlichkeit mit früheren Ausrottungskampagnen, z.B. an den Herero und Nama, in Südwest-Afrika.[14] Der Erste Weltkrieg machte nur insofern den Eindruck eines plötzlichen Einbruchs totalisierter und genozidaler Gewaltpraktiken, weil diese Gewalt bis dahin fernab der europäischen Bevölkerung in den Kolonien praktiziert worden war, nun aber mit Macht ins europäische Zentrum des Kolonialismus zurückkehrte. Der Erste Weltkrieg war daher nicht der Beginn einer radikalisierten und entgrenzten Gewaltkultur sondern ein Transformationsereignis, das Europa nun ebenso zum Objekt der totalisierten Gewalterfahrung machte, wie es schon zuvor Afrika oder Asien gewesen waren.

Politische Emanzipation der Frauen und öffentliche Wahrnehmung ihrer Arbeit

Zu den wichtigsten sozialen Umbrüchen, die der Erste Weltkrieg in der Geschichte des 20. Jahrhunderts hinterlassen hat, gehört aber auch ohne Zweifel die politische Emanzipation der Frauen. Wenn man überhaupt von wenigstens einer gelungenen und auch unumkehrbaren Revolution in der neueren Menschheitsgeschichte sprechen kann, dann ist es die Umwälzung im Verhältnis der Geschlechter, die mit der Einführung des Frauenwahlrechts am Ende des Ersten Weltkriegs

12 Dazu: Dirk Schumann u. Andreas Wirsching (Hgg.): Violence and Society after the First World War (Journal of Modern European History 1/2003), München 2003.

13 John Horne u. Alan Kramer: Deutsche Kriegsgreuel 1914. Die umstrittene Wahrheit, Hamburg 2004.

14 Vgl. Taner Akçam: Der Völkermord an den Armeniern, in: Mittelweg 36, 4. Jg., 1995, Heft 2, S. 5-23; daneben z.B. Trutz von Trotha: »The Fellows Can Just Starve«: On Wars of »Pacification« in the African Colonies of Imperial Germany and the Concept of »Total War«, in: Manfred F. Boemeke, Roger Chickering u. Stig Förster (Hgg.): Anticipating Total War: the German and American experiences, 1871-1914, Cambridge 1999, S. 415-435.

einen wichtigen Schritt voran machte. Es bleibt allerdings zu bedenken, dass politische Mitwirkungsrechte für Frauen zunächst auf die westlichen Demokratien beschränkt blieben, gelegentlich auch hier (wie im Falle Frankreichs) noch Jahrzehnte auf sich warten ließen oder wie (im Falle Englands) nur gestaffelt und mit Verzögerung Einzug hielten. Man hat den immerhin generellen Trend zur politischen Emanzipation der Frauen mit der sozialen Kriegserfahrung in Verbindung gebracht – insbesondere mit der Einbindung der Frauen in die sozialen Dienste, aber auch in die Rüstungsindustrie, für die sie nun ihren politischen Lohn erhielten. Diese Sichtweise leuchtet ein, stellt jedoch in gewissem Sinne einen historischen Etikettenschwindel dar. In der Tat war während des Krieges das Vordringen der Frauen in ehemals rein männliche Beschäftigungsfelder ein spektakuläres Ereignis, das auch in den Massenmedien breit gewürdigt wurde. Die Frauen schienen für alle sichtbar stärker als früher „ihren Mann zu stehen“, und das zog unwillkürlich Diskussionen über die ausstehende rechtliche und politische Gleichstellung der Geschlechter nach sich.

Betrachtet man aber die längerfristige Entwicklung der weiblichen Erwerbsarbeit, dann kann man der neueren Forschung zwei Ergebnisse entnehmen, die den Emanzipationsfortschritt während der Weltkriegsjahre ein wenig relativieren[15]: Erstens lag der Anstieg der weiblichen Erwerbstätigkeit seit 1914 weit unterhalb dessen, was man nach gängiger Wahrnehmung erwarten würde, und zweitens waren die Fortschritte bei der Einbindung der Frauen in die neueröffneten Erwerbsmöglichkeiten nicht von Dauer. Das lag zum einen daran, dass auch schon vor dem Krieg viele Frauen einer Erwerbsarbeit nachgingen, insbesondere wenn sie als Arbeiterinnen den Familienunterhalt mit zu sichern hatten. Nur waren die typischen Arbeitsfelder der Vorkriegszeit weit weniger öffentlich sichtbar als die spektakulären Tätigkeiten in der Rüstungsindustrie der Kriegsjahre – das wichtigste Beispiel waren hier Wäschereidienste, die Ausbesserungsschneiderei oder die Heimarbeit an Halbfertigwaren für die Textilindustrie – wichtige Einnahmequellen für viele Arbeiterhaushalte, die jedoch kaum massenmedial dokumentiert wurden. Bei Kriegsbeginn fielen gerade diese Sektoren der sogenannten Friedensindustrien der wirtschaftlichen Mobilmachung zum Opfer und viele Frauen wechselten nun in andere Arbeitsgelegenheiten, die sich in den Fabriken boten – wo sie dann vor die Kameras der Kriegsberichterstattung von der „Heimatfront“ gerieten.

Die weibliche Erwerbstätigkeit wurde nicht deshalb zum Thema, weil sie quantitativ signifikant zugenommen hätte, sondern weil sie öffentlich sichtbar geworden war. Insofern ist nicht nur der Inhalt der gängigen Abbildungen der Frauenarbeit im Krieg von Belang sondern schlicht die Tatsache, dass diese Bilder überhaupt gemacht und veröffentlicht wurden. Nach Kriegsende jedoch mussten die allermeisten Frauen ihre Arbeitsplätze zugunsten der zurückkehrenden Männer wieder räumen, sie hatten zunächst keine dauerhaften Fortschritte auf ihrem Weg in die Gleichberechtigung im Erwerbsleben gemacht, nicht zuletzt auch deshalb, weil die Gewerkschaften durch die weitgehend ungelernten und durchweg schlechter bezahlten Frauen in der Industrie das generelle Lohnniveau und die Arbeitsplätze der besser ausgebildeten Männer in Gefahr sahen.[16] Auch und gerade innerhalb der Arbeiterbewegung war es für die Gleichberechtigung der Geschlechter noch ein weiter Weg.

Wenn wir an die „goldenen Zwanziger Jahre“ denken, dann fallen uns sicher die legendären Bilder einer Frauengeneration ein, die als sogenannte „neue Frauen“, unverheiratet und typischerweise durch Bürotätigkeiten mit einem unabhängigen Einkommen versorgt, gewagte neue Frisuren, Moden und Tänze ausprobierten. So bedeutend diese Vorstöße in neue Lebensformen der Weiblichkeit in der Folge des Ersten Weltkriegs (wiederum mit erheblicher Unterstützung der Massenmedien) waren, so wichtig ist andererseits auch die Feststellung, dass diese Ausdrucksformen einer „neuen Weiblichkeit“ zunächst nur die Sache einer kleinen Minderheit junger Frauen in den großstädtischen Zentren waren und dass das Erscheinen der „neuen Frauen“ auch Widerstände hervorrief. Deren Jahre relativer Freiheit endeten zudem meist bald im Hafen der Ehe- unter Aufgabe der materiellen Unabhängigkeit und in der traditionellen Rolle der Mutterschaft. Die wirklichen strukturellen Durchbrüche auf dem langen Weg in die sukzessive Emanzipation der Geschlechterverhältnisse fanden erst viel später im 20. Jahrhundert statt, und es scheint, dass sie Frieden und Wohlstand zur Voraussetzung hatten. Der Erste Weltkrieg mochte manche traditionellen Vorstellungen symbolisch ins Wanken gebracht haben, nachhaltige längerfristige Veränderungen konnten aber durch die destruktiven sozialen Auswirkungen der Weltkriegsepoche auch eher verzögert werden.

Männlichkeitskult und Jugendmythos

Das lässt sich z.B. auch an gleichzeitigen Entwicklungen im Bereich der Vorstellungen von Männlichkeit oder vom Verhältnis der Generationen ablesen: Die massenhafte Erfahrung von Tod und Verwundung hatte herkömmliche Ideale des männlichen Heldentums und der patriarchalen Autorität untergraben, und die Kon-

15 Vgl. z.B. Ute Daniel: Fiktionen, Friktionen und Fakten - Frauenlohnarbeit im Ersten Weltkrieg, in: Wolfgang Michalka (Hg.): Der Erste Weltkrieg. Wirkung, Wahrnehmung, Analyse, München 1994, S. 530-562.

16 Richard Bessel: "Eine nicht allzu große Beunruhigung des Arbeitsmarktes". Frauenarbeit und Demobilmachung in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg, Geschichte und Gesellschaft 9 (1983), S. 211-229.

sequenz war eine kulturelle und soziale Krise der Männlichkeit, die durchaus paradoxe Konsequenzen haben konnte.[17] Die Entwertung der herkömmlichen Idealvorstellungen vom militärisch wehrhaften, psychisch unantastbaren Mann während des industriellen Massenkriegs zog in der Nachkriegszeit Rekonstruktionsversuche einer idealisierten und radikalisierten Männlichkeit nach sich, die sich gesellschaftlich und politisch-kulturell als ebenso modern wie destruktiv erweisen sollten.[18] Der „neue Mensch" der utopischen Ordnungen der Moderne trat gerne in der Gestalt des gestählten Supermanns in Erscheinung, weit entfernt von der tatsächlichen Erfahrungswelt der Nachkriegsjahre.

Ähnliches lässt sich für die Wahrnehmung und kulturelle Praxis der Jugendlichkeit beobachten: Schon seit der Jahrhundertwende hatte die bürgerliche Jugendbewegung die Lebensphase der Heranwachsenden als eigenständige biographische Identität reklamiert, sich gegen die Zwänge und Konventionen der traditionellen Generationenhierarchie zur Wehr gesetzt, doch das implizierte nicht notwendigerweise eine kritische oder gar ablehnende Haltung gegenüber dem Krieg – im Gegenteil: Der Mythos der Jugend gehörte zur vitalistischen Kriegsideologie, und in keiner Phase des 20. Jahrhunderts wurde die „Jugend" als ideale Lebensform, als nationalistische Erweckungsideologie und als politisches Zukunftsversprechen so gefeiert wie in den Jahrzehnten nach dem Ersten Weltkrieg.[19] Besonders auffällig ist, dass insbesondere die radikalsten Ideologien auf beiden Seiten des politischen Spektrums sich (mit einem gewissen Recht) als jugendliche Avantgarde einer neuen utopischen Gesellschaftsordnung präsentierten. Es waren in der Tat weniger die eigentlichen Weltkriegsveteranen sondern die seit der Jahrhundertwende geborenen Jahrgänge der Kriegsjugend, die überproportional häufig der Versuchung des politischen Extremismus erlagen. Welche Bedingungsfaktoren dabei eine Rolle gespielt haben mögen – z.B. die Erfahrung der Vaterlosigkeit während des Krieges oder auch noch danach, die politischen Erschütterungen bei Kriegsende oder die

Reihen von Kreuzen auf dem französischen Militärfriedhof „St. Charles de Potyze" nahe Ypern (Belgien)

17 Vgl. René Schilling: "Kriegshelden". Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland 1813-1945, Paderborn 2002; Joanna Bourke: Dismembering the Male. Men's Bodies, Britain and the Great War, London 1996.

18 Dazu: Sabine Kienitz: „Körper – Beschädigungen. Kriegsinvalidität und Männlichkeitskonstruktionen in der Weimarer Republik", in: Karen Hagemann u. Stefanie Schüler-Springorum (Hgg.): Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt a.M. 2002, S. 188 – 207.

19 Gudrun Fiedler: Jugend im Krieg. Bürgerliche Jugendbewegung, Erster Weltkrieg und sozialer Wandel 1914-1923, Köln 1989; Jürgen Reulecke: Männerbund versus Familie, in: Thomas Koebner, Rolf-Peter Janz u. Frank Tommler (Hgg.): 'Mit uns zieht die neue Zeit'. Der Mythos Jugend, Frankfurt a.M. 1985, S. 199-223.

wirtschaftlichen Krisenjahre und die Schwierigkeiten in den Arbeitsmarkt der Nachkriegszeit einzusteigen – , ist allerdings nicht leicht zu bestimmen.

Krieg als Motor technologischer Entwicklungen

Diese Art Dialektik von zeitgenössischer Leidenserfahrung und den darauf folgenden Kulturen utopischer Hoffnungen ließe sich noch in vielen anderen Bereichen nachverfolgen – ich will an dieser Stelle nur noch eine kurze Betrachtung anfügen. Kriege sind immer auch Motoren der technologischen Entwicklung, und der Erste Weltkrieg machte hier keine Ausnahme. Eine der wichtigsten technologischen Innovationen, die bereits von den Zeitgenossen als solche erkannt und vielfältig kommentiert wurde, war die Flugzeugtechnik. Der Motorflug war bei Kriegsausbruch gerade einmal zehn Jahre alt und entwickelte sich von einer experimentellen Technik rasch zu einem neuen eigenständigen Arm der Streitkräfte. Der Entwicklungssprung, der dabei vom Krieg ausgelöst wurde, sollte noch einmal in Erinnerung gerufen werden: Vor dem Krieg bestand eine der herausragendsten fliegerischen Leistungen in der Überquerung des Ärmelkanals durch Louis Blériot im Jahre 1909. Seine dabei zum Einsatz gebrachte selbstkonstruierte Maschine war dabei noch ein extrem leicht gebauter, etwas wackeliger Einsitzer, der selbst bei guten Wetterbedingungen gerade noch die dreißig Kilometer zwischen Frankreich und der englischen Kanalküste zurücklegen konnte. Gerade einmal zehn Jahre und einen Weltkrieg später gelang den Briten John Alcock und Arthur Witten Brown 1919 die erste Überquerung des Atlantiks von Neufundland nach Irland. Es ist kein Zufall, dass es sich bei ihrer Maschine um eine Vickers Vimy, ein modifiziertes britisches Bomberflugzeug des gerade zuendegegangenen Krieges handelte. Der technologische Entwicklungsfortschritt war beachtlich, besonders wenn man sich vor Augen führt, dass die zurückgelegte Strecke diejenige von Blériot um das 120-fache übertraf. Das Zeitalter der Luftfahrt war unwiderruflich angebrochen.

Als Charles Lindbergh 1927 der erste Direktflug von New York nach Paris glückte, löste sein Flug kollektive Begeisterungsstürme aus, deren Ausmaß alles bisher Dagewesene überstieg – Ausdruck einer weitverbreiteten Faszination des Zeitalters mit der Technologie und seiner Helden.[20] Obwohl das Flugzeug im Ersten Weltkrieg sein militärtechnisches Potential bereits unter Beweis gestellt hatte, verbanden die Zeitgenossen mit dieser Technik zunächst utopische Zukunftshoffnungen. Bei Kriegsende äußerten Kommentatoren die Hoffnung, dass die Luftfahrt geographische Grenzen überwinden, wenn nicht gar gänzlich obsolet machen würde. Ein Zeitalter der Mobilität, der beschleunigten Kommunikation und des interkontinentalen Handels und Wandels schien angebrochen, und mit der nun schrumpfenden Welt verbanden die Beobachter auch den Anbruch eines neuen, technologisch grundierten Zeitalters des Friedens. Nichts schien von nun an absurder, als abertausende von Soldaten in einem selbstmörderischen Kampf um einige Quadratkilometer Flanderns zu opfern, wenn das Flugzeug mit Leichtigkeit hunderte, ja tausende von Kilometern in Stunden überwand. Dieser zeitgenössische Optimismus wirkt aus heutiger Sicht sicherlich reichlich naiv und beinahe bemitleidenswert, aber neue Technologien scheinen auch zu anderen Zeiten utopische Hoffnungen hervorzurufen, bevor sich ein Bewusstsein ihrer destruktiven Potentiale einstellt.

20 Dazu z.B.: Peter Fritzsche: A Nation of Fliers: German Aviation and the Popular Imagination, Cambridge/Mass. 1992.

Versuch einer Bilanz

Ich will in diesem Sinne eine Bilanz der historischen Position des Ersten Weltkriegs im Kontext des 20. Jahrhunderts wagen. Die unterschiedlichen Betrachtungsebenen, die ich zu entwickeln versucht habe, gestatten kein pauschales Urteil: Die neuen politischen Ordnungen der Nachkriegszeit zeichneten sich durch die reaktiven Beharrungskräfte der Ordnungsvorstellungen des Nationalismus, der Kolonialherrschaft und der europäischen Hegemonie aus, während die zugrundeliegenden ökonomischen Strukturen sich in einem radikalen Umbruch der Entmachtung Europas befanden. Die tatsächlichen globalhistorischen Machtverschiebungen, die mit dem Ersten Weltkrieg verbunden waren – wie der Aufstieg der USA, Japans oder die Entstehung der Sowjetunion – fanden in der Nachkriegsordnung zunächst entweder kaum Berücksichtigung oder wurden aktiv bekämpft. Die soziale Katastrophe, die der Krieg für die einfache Bevölkerung bedeutete, stellte sich geographisch und sozial durchaus unterschiedlich dar, sowohl was die Verluste und Leidenserfahrungen als auch die Entstehung und Transformation der Gewaltkulturen betraf. Zwischen den Geschlechtern lassen sich die Fortschritte der Frauenemanzipation am besten im Kontext ihrer medialen Wahrnehmung verstehen und einordnen, während gleichzeitig die Idealbilder der Männlichkeit und Jugend ohne Rücksicht auf die Erfahrungswirklichkeit der Zeitgenossen ins Utopische abdrifteten. Es ist gerade dieser Zug der Realitätsverweigerung, der Versuch, die Kriegsfolgen entweder ignorieren oder ungeschehen machen zu wollen, der in vielen Bereichen die Konsequenzen des Ersten Weltkrieges charakterisiert. Die Folge war eine Haltung, die weder einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit vollziehen wollte, noch eine Vorstellung davon hatte, dass in Zukunft vieles ähnlich, nur noch viel schlimmer kommen könnte.

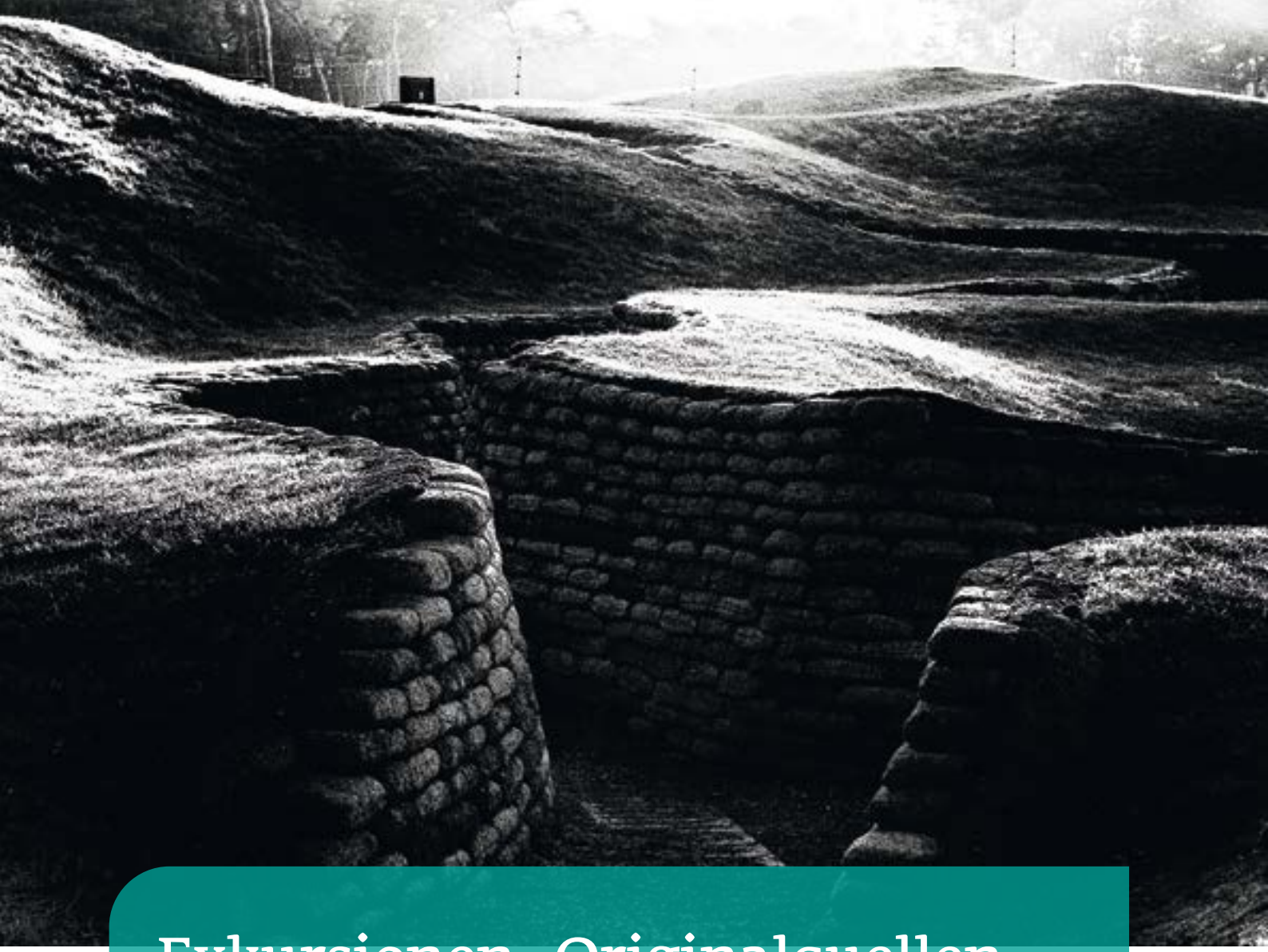
Wenn wir nach der spezifischen Position Deutschlands in diesen größeren Kontexten fragen, dann sollten wir uns vor allen Dingen von den klassischen Themen der nationalen historischen Erzählungen lösen: Ich

habe kaum den Versailler Vertrag erwähnt, das Schicksal der Weimarer Republik ausgespart, die Themen Inflation und Reparationen etwas großräumiger angesprochen, und die teleologische Betrachtungsweise mit Blick auf 1933 ganz zu unterlassen versucht. Stattdessen möchte ich dazu ermutigen, die deutsche Erfahrung in größeren Kontexten und längerfristigen Perspektiven zu betrachten. Dann könnte z.B. deutlich werden, dass das deutsch-nationale Lamento der Nachkriegszeit in der historischen Einordnung durchaus kritisch gesehen werden muss, dass die Gründe für den katastrophalen Absturz in Diktatur, neuerlichen Weltkrieg und Völkermord nicht einfach direkt aus dem Ersten Weltkrieg abzuleiten sind, sondern dass die „deutsche Katastrophe“ mit der Art und Weise zu tun hat, wie die deutsche Gesellschaft – genauer: spezifische sozio-politische Gruppen, ihre Medien und ihre Entscheidungsträger – in späteren Jahren mit dem verlorenen Krieg und seinen Konsequenzen umgegangen sind.[21] Gleichzeitig sollten wir auch die kollektiven Geschichtsbilder, an denen wir miteinander immer wieder arbeiten, an solche großräumigeren und längerfristigen Perspektiven anpassen. Das scheint nicht zuletzt deshalb angebracht, weil wir inzwischen – nicht nur in Deutschland – in Gesellschaften leben, die immer weniger als national homogen betrachtet werden können, sondern die Menschen des 21. Jahrhunderts (und ihre Geschichtsbilder) miteinander vermischen und ins Gespräch bringen. Das Gedenken an den Ersten Weltkrieg bietet Gelegenheit zu einer post-nationalen Betrachtungsweise.

Autor

PD Dr. Aribert Reimann, ERC Principal Investigator, Cologne Centre for Area Studies, diverse einschlägige Veröffentlichungen

21 Vgl. Wolfgang Schivelbusch: Die Kultur der Niederlage. Der amerikanische Süden 1865, Frankreich 1871, Deutschland 1918, Berlin 2001; Boris Barth: Dolchstoßlegende und politische Desintegration. Das Trauma der deutschen Niederlage im Ersten Weltkrieg 1914-1933, Düsseldorf 2003.



Exkursionen, Originalquellen und Realien in Bildungsprozessen zum Ersten Weltkrieg

Michael Scherrmann

Exkursionen, Originalquellen und Realien vermitteln Geschichte auf eine Weise, die anders nicht zu haben ist. Sie bieten die Möglichkeit, Beobachtungs- und Forschungs-, Interpretations- und Reflexionsmethoden auf anschauliche Weise zu lernen und unmittelbar nachvollziehbar zu erwerben. Alle anderen didaktischen Verfahren sind voraussetzungsreicher. Sie erfordern von den Lernenden die Fähigkeit und die Bereitschaft zum gedanklichen Nach- und Mitvollziehen zunächst unvermeidlich abstrakter historischer Ereignisse, Prozesse und Strukturen. Besonders in der außerschulischen politischen Jugend- und Erwachsenenbildung gilt es Interesse und Neugier zu wecken und Fähigkeiten zu vermitteln, die zum gegenwartsrelevanten Verstehen von Geschichte befähigen. Hilfreich hierzu ist, die Werkzeugkiste des Historikers zu öffnen und den Gebrauch ihres Inhalts an den „Werkstücken“, die uns überliefert sind, forschend zu erproben, und dies nach den Regeln der den Quellen angemessenen historischen Methoden.

Das stellt an die politischen Bildner noch höhere Anforderungen als der übliche Geschichtsunterricht. Vielfach ist Wissen erforderlich, das während des akademischen Studiums nicht oder nur rudimentär vermittelt wird. Wer etwa die Texte von Feldpost(-karten) aus der Zeit des Ersten Weltkriegs auswerten möchte,

Rekonstruierte Schützengräben auf der Hügelkette von Vimy

muss Sütterlin-Schrift lesen können. Gedruckte Quellen sind meist in „gotischen“ Lettern gesetzt, die das Lesen erschweren oder für manchen unmöglich machen. Der Einsatz von Münzen und Banknoten – erstrangige alltagsgeschichtliche Quellen, die unter sehr verschiedenen Fragestellungen ausgewertet werden können – erfordert zumindest Grundkenntnisse der Numismatik und der Geldgeschichte. Für den Bereich der Orden und Ehrenzeichen vermittelt die historische Hilfswissenschaft Phaleristik hilfreiches Hintergrundwissen, nicht zuletzt zur Datierung historischer Fotografien. So kann etwa ein Bild aus der Zeit des Ersten Weltkriegs, auf dem ein Soldat ein deutsches Verwundetenabzeichen trägt, frühestens ab April/Mai 1918 entstanden sein, weil die Auszeichnung erst im März 1918 gestiftet wurde. Briefmarken können Trägerinnen staatlicher Propaganda sein, die in einer vergleichsweise farbbildarmen Zeit eine ganz andere Aufmerksamkeit und Wirkung als heute erzielt haben. Sie sind nach ganz unterschiedlichen Kriterien beforschbar und, wie alle oben genannten Quellentypen, auch zunächst oder nur demonstrativ und exemplarisch einsetzbar.

Mit den aufgeführten Beispielen und den Verweisen auf die einschlägigen historischen Hilfswissenschaften möchte ich niemanden entmutigen, sondern im Gegenteil ermutigen, solche Quellen zu verwenden. Alles ist erlernbar, gerade auch gemeinsam mit den Teilnehmenden der Veranstaltungen. Wie in jedem Prozess forschenden Lernens bleiben auch beim historischen Lernen Fragen offen, die Ergebnisse sind vorläufig, möglicherweise irrtumsbehaftet und regen genau dadurch zur weiteren Beschäftigung mit dem Thema an. Dadurch wird eine gegenwartsbezogene historische Urteilskraft gefördert, die das Ziel aller historischen Bildung ist. Geschichte ist immer unfertig und selten eindeutig. Auch dieses Offene gilt es zu zeigen.

Exkursionen zu Schauplätzen des Ersten Weltkrieges

Exkursionen dienen allgemein dem Aufsuchen von immobilen Sachquellen an ihrem Ort bzw. ihren Orten, falls sie über größere Flächen verteilt sind. Für Exkursionen an die ehemalige Westfront des Ersten Weltkrieges empfehlen sich mehrtägige Exkursionen. Zu Beginn sollte genügend Zeit für eine einführende historische Rahmung des Themas eingeplant werden. Erfahrungsgemäß verfügen die Teilnehmenden über bestenfalls rudimentäres Wissen über Ursachen, Verlauf und Folgen des Ersten Weltkrieges. Vor Ort können zusätzlich mitgebrachte mobile Originalquellen eingesetzt werden. Dies steigert die Auratizität des Ortes *und* der Quellen, es ermöglicht ein Lernen mit allen Sinnen, steigert Neugier und Interesse, fördert Phantasie, Imaginationsfähigkeit sowie die historische Methodenkompetenz.

Vor dem Begehen ehemaliger Schlachtfelder sind Sicherheitshinweise zwingend erforderlich. Insbesondere an den schwer umkämpften Orten liegen noch zahlreiche Blindgänger und Kampfmittelreste. Da die meisten Menschen zum Sammeln neigen, sollten die Exkursionsteilnehmer unbedingt darauf hingewiesen werden, was angefasst werden darf und was *nicht*! Die ehemaligen unterirdischen Stollen und Bunker sind häufig einsturzgefährdet, auch wenn man ihnen „aufs Dach steigt“. Nur das besichtigen, was ausdrücklich freigegeben ist! Mit den Exkursionsgruppen sollte man sich unbedingt an die ausgeschilderten Wege halten, die man als Exkursionsleiter am besten vorher abgeht. Trotz allem: Die Teilnehmenden nicht ängstigen. Wer sich an die Sicherheitsregeln hält, kann die ehemaligen Kampfgebiete gefahrlos betreten.

Für die unten angeführten Exkursionsziele gibt es meist ausgezeichnetes Kartenmaterial, militärgeschichtliche Reiseführer und vor Ort ausgeschilderte Wege. Das erleichtert die Exkursionsplanung und das Abschätzen der für die einzelnen Etappen benötigten Zeit. Die Reiseführer beschreiben zumindest teilweise, was vor Ort noch zu sehen ist. Die Fülle der Überreste zwingt zur Auswahl. An allen beschriebenen Orten befinden sich Museen mit Internetpräsenz. Ihr Besuch empfiehlt sich zu Beginn der eigentlichen Exkursion (Hinweise siehe im Literaturverzeichnis).

Außerhalb der Museen ist folgendes zu sehen:

- Befestigungs- und Stellungsanlagen, die unterschiedlich erhalten sind. Sie sind punktuell restauriert oder konserviert, ansonsten sich selbst überlassen oder zugeschüttet. An vielen Orten sind die Stellungssysteme in Breite und Tiefe noch sehr gut sichtbar. Wegen der unterschiedlichen „Ausbauphilosophie“ sind besonders die deutschen Stellungen vergleichsweise gut erhalten. Sie sollten ab 1916 maximalen Schutz bieten und wurden entsprechend angelegt, während die Kommandeure der Entente der Meinung waren, dass komfortable Stellungen den Angriffsgeist der Truppe lähmten und einen entsprechenden Ausbau lange verboten.
- (Teil-) zerstörte Städte und Dörfer, neu aufgebaute oder völlig verschwundene Ortschaften. Der Erste Weltkrieg hat in Frankreich und Belgien weitaus größere Zerstörungen bewirkt als der Zweite und deutlich mehr Opfer gefordert. Auch deshalb ist er in diesen Ländern und im Commonwealth in der kollektiven Erinnerung bis heute der Große Krieg, während in Deutschland der Zweite Weltkrieg die Erinnerung dominiert.
- Soldatenfriedhöfe aller vor Ort beteiligten Nationen sowie Memoriale aller Art.
- Mit etwas Rechercheaufwand lassen sich Orte der militärischen Etappe zeigen, etwa Kommandanturen, Reserve und Ruheunterkünfte, Lazarette, Bordelle etc. Der „normale“ Turnus für deutsche Truppen betrug 14 Tage Frontdienst/14 Tage Reserve- oder Ruhestellung, die keinem oder

nur wenig feindlichem Beschuss ausgesetzt war. Dieser rückwärtige Bereich war für den Alltag der Soldaten von großer Bedeutung. Hier gab es Ruhe, mancherorts allerlei Gelegenheiten des Vergnügens und vor allem auch die Möglichkeit, sich zusätzliche Verpflegung zu besorgen oder zu organisieren.

Belgien und Frankreich

In diesem Abschnitt liegt der Fokus auf der deutschen Westfront und einigen Ideen, wo und wie man den Ersten Weltkrieg am Ort einer lokalen Bildungsveranstaltung sichtbar machen kann. Entlang der Front folgt die Darstellung der geographischen Richtung Nord-Süd. Die belgischen „Flandern Fields“ im Frontbogen um *Ypern* (flandrisch: Ieper, englisch: Ypres) waren von 1914-18 eines der am härtesten umkämpften Gebiete. Seit 1923 wird in dieser Stadt täglich (!) um 20.00 Uhr zur Erinnerung an die gefallenen und die in den Trichterfeldern etwa 55.000 bis heute vermissten britischen Soldaten im Menem Gate „The last Post“ gegeben.

Eine Exkursion beginnt man am besten im *Flandern Fields Museum*. Rund um Ypern befinden sich zahlreiche Gedenkorte, neben anderen das britische Museum in Passchendaele und der größte deutsche Soldatenfriedhof des Ersten Weltkriegs in Langemarck. In der Nähe von Poperinge fand am 22. April 1915 der erste Gasangriff der Geschichte statt. Die Flandernschlachten sind kartographisch besonders gut und leicht zugänglich dokumentiert, sodass Exkursionen vergleichsweise einfach vorbereitet werden können.

An der *Somme* sind die zentralen Gedenkorte Péronne (Museum) und Thiepval. Am 1. Juli 1916 verlor die britische Armee innerhalb von 24 Stunden entlang dieses Ortes rund 60.000 Mann an Toten (etwa 21.000), Verwundeten und Gefangenen. Das von der deutschen Armee 1917 über weite Strecken von Hand (Ludendorff forderte dafür 60.000 „Zerstörungsarbeiter“ an) völlig unbewohnbar gemachte Rückzugsgebiet auf die „Siegfriedstellung“ war ab dem März 1918 einer der Schwerpunkte der deutschen „Michael-Offensive“. Zu deren Beginn ist bis heute niemals wieder in so kurzer Zeit ein so kleines Terrain mit so viel Munition beschossen worden. Das kaiserliche Heer blieb hier buchstäblich in dem Schlamm und der Zerstörung stecken, die es selbst angerichtet hatte. Die Somme ist die zentrale Gedenkregion des Commonwealth. Jedes Land, das Truppen in die Schlachten schickte, hat hier seine eigenen Memoriale, meist verbunden mit kleinen bis sehr aufwendigen Museen. An keinem anderen Ort der ehemaligen deutschen Westfront wird so deutlich sichtbar, dass der Weltkrieg ein Weltkrieg war. An

Für jeden in der Schlacht von Vimy Ridge (Frankreich) gefallenen kanadischen Soldaten wurde auf den kriegsverwüsteten Feldern und Hügeln eine Kiefer gepflanzt. Das Schlachtfeld wurde von den Hinterlassenschaften des Krieges befreit – zurück blieb eine verkraterte Landschaft.

der Somme verlief grob die Grenzlinie zwischen den Commonwealth-Truppen, die die Front Richtung Norden bis zur Kanalküste hielten und hier offensiv wurden, und der französischen Armee, die Richtung Süden bis Basel kämpfte. Die einschlägige Fachliteratur folgt dieser Grenze bis heute. Exkursionsteilnehmende, die kein französisch sprechen, haben es in Flandern und an der Somme leichter – englisch dominiert. Die meisten Museen bieten überdies deutsche Objektbeschriftungen und pädagogisches Material. Südlich der Somme sind zumindest Grundkenntnisse der französischen Sprache erforderlich.

Verdun ist bis heute der deutsch-französische Erinnerungstopos und -Ort zum Ersten Weltkrieg schlechthin. Die „Blutmühle" kostete 1916 in weniger als 10 Monaten über 310.000 deutschen und französischen Soldaten das Leben, die Gesamtverluste beider Seiten summierten sich innerhalb dieser Zeit auf eine dreiviertel Million. Bekanntlich ging Falkenhayns Plan, die französische Armee sich hier „weißbluten" zu lassen, nicht auf. Verdun ist bis heute eines der Symbole für gnadenlosen militärischen Unfug deutscherseits.

Frankreich musste Verdun als letztes geographisches Hindernis vor Paris unbedingt halten. Falkenhayns Überlegungen waren so einfach wie ineffektiv: Durch Angriffe Gegenangriffe provozieren, die dann an der deutschen Verteidigung blutig scheitern und den Franzosen deutlich höhere Verluste als den Deutschen zufügen sollten. Zwei Drittel der französischen Armee waren zum einen oder anderen Zeitpunkt vor Verdun eingesetzt, hier erlitt sie punktuell ihre größten Verluste, und hier leistete sie ihren entscheidenden Beitrag für die Verteidigung Frankreichs nach der Schlacht an der Marne 1914. Ils n´ont pas passé – Sie sind nicht durchgekommen, dieser Satz findet sich auf zahlreichen Monumenten rund um Verdun. Für die Verteidiger dieser Stadt wurde eigens eine Auszeichnung geschaffen, die Medaille de Verdun. Und nur einmal in der französischen Geschichte wurde eine Militärauszeichnung an eine Brieftaube verliehen. Die „Pigeon de Verdun" erhielt nach einem wichtigen Meldeflug durch eine Gaswolke postum das Croix de Guerre verliehen. Nicht zuletzt: Charles de Gaulle geriet hier in deutsche Gefangenschaft, Francois Mitterand und Helmut Kohl zelebrierten hier die deutsch-französische Freundschaft, deren Bedeutung meines Erachtens nicht überschätzt werden kann.

Zu Verdun liegt umfangreiche Literatur vor. Zur Vorbereitung und Durchführung von Exkursionen erscheint mir die Verwendung französischer Publikationen unerlässlich. Die Region war durch große, stark umkämpfte Festungswerke armiert, die teilweise besichtigt werden können. Zu Beginn empfiehlt sich das Museum nahe des vollkommen zerstörten Dorfes Fleury in Sichtweite des Forts und „Beinhauses" Douaumont. Hier und in der näheren Umgebung liegen die Überreste von 135. 000 Soldaten.

Im Oberelsass sind an zwei Orten die Spuren des Ersten Weltkrieges noch besonders gut sichtbar[1]. Der *Hartmannsweilerkopf* (Vieil Armand) ist nach den Kämpfen von 1915 sorgfältig ausgebaut worden. Nach Ausdehnung, Erhalt und auch unterirdischer Begehbarkeit handelt es sich um das besterhaltene deutsche Stellungssystem der ehemaligen Westfront. Zudem ist es die zentrale Gedenkstätte im Oberelsass. Das kleine Museum genügt bedauerlicherweise auch bescheidenen Anforderungen nicht. Dafür liegen ausgezeichnete Stellungskarten vor, die die Begehung erleichtern. Rund um den *Lingekopf* (Le Linge) zeigt sich die Überlieferung in ganz unterschiedlichen Erhaltungszuständen. Vom den von Annäherungshindernissen befreiten und ansonsten im Zustand von 1918 belassenen Stellungen auf dem *Schratzmännele* (teilweise ausgeschildert) über das teilrestaurierte und konservatorisch gepflegte Stellungssystem auf dem *Lingekopf* (mit Museum im pädagogischen Charme der 1970er Jahre, sowie der Möglichkeit, einen kurzen Dokumentarfilm über die Ereignisse vor Ort zu sehen) zeigen Wanderungen durch die nähere Umgebung alle baulichen Dimensionen des Stellungskrieges. Hierzu bedarf es ortskundiger Führung, da nur ein Bruchteil des Auffindbaren in der einschlägigen Literatur verzeichnet ist und Spezialkarten nur für einen sehr kleinen Bereich vorliegen.

Exkursionen in Deutschland

Auch wenn es mit Ausnahme von Kriegerdenkmälern u. ä. kaum eine baulich repräsentative Erinnerung an den Ersten Weltkrieg gibt, lassen sich an vielen Orten Spuren des Ersten Weltkriegs zeigen. Das Deutsche Historische Museum in Berlin, das Haus der Geschichte in Bonn, das Militärhistorische Museum in Dresden, das Bayerische Armeemuseum in Ingolstadt sowie die landesgeschichtlichen Museen der Bundesländer thematisieren den Ersten Weltkrieg mit unterschiedlichen Schwerpunkten und in unterschiedlichen Kontextualisierungen mehr oder weniger ausführlich. Regional und lokal hat die wissenschaftliche und darstellende Aufbereitung sehr unterschiedliche Qualität und kann hier aus naheliegenden Gründen nicht näher behandelt werden. Dennoch: Irgendwelche Spuren finden sich fast immer. Neben militärischen Einrichtungen wie Kasernen, Militärverwaltungseinrichtungen, Paradeplätzen, Bahnhöfen, Kriegsgefangenenlagern etc. lässt sich vor Ort vor allem die zivile Dimension des ersten totalen Krieges zeigen. Wo holten sich die „Kriegerfrauen" ihre Unterstützung, ihre Lebensmittelkarten ab? Wo bekamen sie etwas dafür? Wo mussten sie arbeiten und die Stellen von Männern einnehmen? Wo hingen die Listen der Gefallenen aus? Wo gab es öffentliche Suppenküchen? Welche Unterstützungsvereine gab es wo und zu welchem Zweck? Welche

1 Ausführliche Beschreibung der Exkursionsmöglichkeiten in Scherrmann 2005.

Rolle spielten die vor Ort vertretenen Konfessionen? Denunzierten Geistliche Gemeindemitglieder beim Militär als „Aufrührer“ (für Württemberg sind Fälle archivalisch belegt)? Was geschah mit den Opfern? Es bieten sich also auch vor Ort zahlreiche Möglichkeiten, den Ersten Weltkrieg mittels halb- oder eintägiger Ortsbegehungen zu thematisieren. Kombiniert mit dem Einsatz von Originalquellen, auf den ich weiter unten eingehe, lässt sich eine Kurzexkursion auch dann spannend gestalten, wenn es auf den ersten Blick wenig zu sehen gibt. Für ortsbezogene Hintergrundinformationen empfehle ich die Kontaktaufnahme mit den zuständigen Stadt- und Kreisarchivaren.

Arbeiten mit Quellen

Da dieser Text sich besonders auch an NichthistorikerInnen wendet, erläutere ich hier einige Grundlagen zum Arbeiten mit Quellen, die für die Arbeit mit Sachquellen aller Art gelten. Sie sind als Anregungen für die Auswertung der Quellen gedacht, die zur Verfügung stehen. Auf Original- und Sachquellen zum Ersten Weltkrieg und ihre Bearbeitung gehe ich weiter unten ausführlicher ein.

Ohne Quellen keine Geschichte. Sie sind der Ausgangspunkt aller historischen Erkenntnis seit dem europäischen Renaissance-Humanismus des 15. und 16. Jahrhunderts, der den bis heute gültigen Begriff prägte. *Ad fontes!* (Zu den Quellen!) bezog sich damals auf den unmittelbaren Rückgriff auf die Zeugnisse der Antike ohne die Verfälschungen einer meist zu kirchlichen Zwecken manipulierten „Zwischengeschichte“, um wahre Kenntnisse über diese Epoche zu gewinnen. Als Quellen werden heute üblicherweise „alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“ definiert.[2] Mit anderen Worten: Alles von Menschen Produzierte, Gestaltete oder Manipulierte (einschließlich der „Natur“) kann Auskunft über die Vergangenheiten geben.

Die Quellenkunde ist wesentlicher Bestandteil der Geschichtswissenschaft. Sie befasst sich mit den verschiedenen Quellengruppen und deren kritischer Untersuchung und ist eng mit anderen historischen Hilfswissenschaften verbunden. Diese stellen zur Quelleninterpretation erforderliches Spezialwissen bereit. Die heute weitgefasste Quellendefinition erfordert darüber hinaus zumindest Grundkenntnisse weiterer wissenschaftlicher Disziplinen, etwa der Soziologie, der Empirischen Kulturwissenschaften oder der Kunstgeschichte.

Das „Wesen“ einer Quelle besteht darin, dass sie vorhanden ist, *bevor* sie zum Forschungsgegenstand avanciert. Dies bestimmt ihren Quellenwert, der geprüft werden muss. Die folgenden Unterscheidungen gelten cum grano salis für alle Quellengattungen.

2 Paul Kirn, zit. N. Beck/Henning 2004:1.

1. Als Original bezeichnet man eine Urkunde, eine Urschrift oder einen Urgegenstand, vollständig oder unvollständig erhalten. Originale können Unikate sein oder seriell vorliegen, etwa wenn es sich um Druckerzeugnisse handelt. Vorsicht: Auch Originale können manipuliert sein!
2. Kopien geben den Inhalt eines Originals vollständig wieder, ansonsten spricht man bei schriftlichen oder bildlichen Quellen von einem „Ausriss“ oder „Ausschnitt“. Beides verkürzt die Aussagekraft einer Quelle, unter Umständen bis zu ihrer völligen Entstellung. Besonders Abschriften und Transkripte beinhalten häufig gewollte oder unbeabsichtigte Fehler.
3. Faksimiles sind originalgetreue Reproduktionen von Schriften oder Bildern. Sie sind für die Bildungsarbeit besonders empfehlenswert, weil sie das „Auratische“ eines Originals andeuten, vergleichsweise preisgünstig sind und zum forschenden Lernen entschieden besser motivieren als schlichte Fotokopien.
4. Fälschungen sind so alt wie die Menschheit und kommen in den unterschiedlichsten Varianten vor. Sie sind selbst hochinteressante Quellen, insbesondere bezüglich der Absichten, die hinter den Fälschungen stecken. Als besonders wirkmächtig erwiesen sich etwa die von der zaristischen Geheimpolizei produzierten „Protokolle der Weisen von Zion“, einer antisemitischen Totalfälschung, die bis heute interessierten Kreisen Stoff für allerlei Verschwörungstheorien liefert. Beliebt sind auch Teilfälschungen ansonsten echter Dokumente.

Quellengattungen und ihre Bearbeitung

In der Geschichtswissenschaft werden Quellenarten oder -gattungen unterschieden, von denen hier nur einige für das 20. Jahrhundert besonders relevante, in der historischen Bildungsarbeit üblicherweise verwendete, erwähnt werden. Die Unterscheidungen sind überdies nicht immer trennscharf. Besonders bei Quellen zur Kultur- und Alltagsgeschichte sind Überschneidungen häufig. So sind beispielsweise Münzen und Banknoten zugleich Sach-, Bild- und Textquellen mit jeweils unterschiedlichen Informationen, auf die hin sie befragt, kritisiert, interpretiert und kontextualisiert werden können.

In den folgenden Abschnitten sind die Ausführungen zu den einzelnen Quellengattungen unterschiedlich gewichtet. Die Bearbeitungshinweise zu Textquellen sind vergleichsweise ausführlich, weil sie Bestandteil der Analyse und Bewertung auch aller anderen Quellengattungen sind.

Textquellen

Textquellen sind traditionell das „Herzstück“ der historischen Forschung, sofern Schriftkulturen ihr Gegenstand sind. Als Textquelle wird all das bezeichnet, was Menschen in Schriftform niedergelegt haben - vom internationalen Vertragswerk bis zur Telefonrechnung. Sie werden nach ihrer Provenienz und nach ihrem Quellenwert unterschieden. Als hö-

herwertiger gelten Primärquellen, also Urschriften, während Sekundärquellen sich ihrerseits auf Primärquellen beziehen, die häufig nicht überprüft werden können, weil sie vernichtet, verloren oder nicht auffindbar sind. Entsprechend niedriger ist ihr Quellenwert im Sinne historischer Wahrheitskriterien.

Gleichgültig um welche Textquellengattung es sich handelt, besteht eine Quellenanalyse aus folgenden Fragen:

a) Äußere Quellenkritik
Sie umfasst die Feststellung der Quellengattung, die Prüfung der Authentizität, der Originalität und der Zuverlässigkeit, die Datierung, den formellen Aufbau, die Identifizierung des Verfassers einschließlich seines soziokulturellen Hintergrundes, seines Standortes und seiner Perspektive, die Relevanz der Quelle, Adressat und Öffentlichkeitsgrad. Nicht immer lassen sich zu allen Punkten befriedigende Antworten finden. Hier wie auch im Folgenden gilt: Kein Ergebnis ist auch ein Ergebnis, und dies ist redlicherweise in der Darstellung zu erwähnen.

b) Innere Quellenkritik
Worüber wird wie berichtet oder erzählt? Wie ist der Text gegliedert? Welches sind die Schlüsselbegriffe und Kernaussagen? Sind sie in sich und im Textzusammenhang widerspruchsfrei? Wie lauten die formulierten oder verdeckten Thesen? In welchem Zusammenhang stehen die einzelnen Aussagen mit der Gesamtaussage des Textes?

Auf die Quellenanalyse folgt die Wertung und Beurteilung der Quelle, die an drei Hauptpunkten anknüpft:

a. Dem Autor: Aus welchem persönlichen Interesse hat er die Quelle mit welcher Absicht formuliert? Wie wird sein Blickwinkel, sein politischer und sozialer Status, seine Parteilichkeit, seine normative Gebundenheit und sein weltanschaulicher Standpunkt beurteilt?
b. Der Quelle selbst: In welchen geschichtlichen Zusammenhang läßt sich die Quelle einordnen? Kann sie mit anderen Quellen verglichen und/oder anhand literarischer Darstellungen auf ihren Wahrheitsgehalt hin überprüft werden? Führt dies möglicherweise zu weiteren Erkenntnissen? Sind Teile der Textaussagen falsch, lügt die Quelle als ganze? Wie läßt sich ihre historische Aussage problematisieren?
c. den Adressaten der Quelle: Soll er informiert oder manipuliert werden? Soll sie meinungsbildend wirken? Geht es um Informationsspeicherung für spätere Zwecke oder um eine gezielte Überlieferung an die Nachwelt?

Aus der Quellenkritik und ihrer anschließenden Beurteilung und Bewertung ergeben sich notwendig weiterführende Fragen, die aus der vorhandenen Quelle oder dem Quellenbestand nicht beantwortet werden können. Insofern ist historisches Forschung stets ergebnisoffen und in ihrem Wahrheitsgehalt relativ. Das Arbeiten mit Textquellen stellt hohe

Die Poesie eines Militärfriedhofes in Vormezeele (Belgien)

Die „Nécropole nationale de Notre-Dame de Lorette“ ist die letzte Ruhestätte tausender französischer Soldaten, die an der Westfront in Artois, Flandern, Yser und der belgischen Küste gefallen sind. Inmitten der endlosen Reihen von Kreuzen steht eine graue neobyzantinische Kapelle an der gleichen Stelle wie einst eine kleine, der Heiligen Jungfrau von Lorette geweihte Kapelle.

Anforderungen an die philologischen Kompetenzen der Forschenden. Sie sind nicht nur bei Jugendlichen häufig nicht gegeben und müssen unter Umständen als Propädeutikum vor der eigentlichen Forschungsphase vermittelt werden.

Visuelle und akustische Quellen

Bildquellen sind jede Art der bildlichen Darstellung auf jedwedem Trägermaterial. Sie besitzen einen eigenen Informationswert unabhängig von anderen Quellen. Sie können einzeln, seriell, als Ensembles und/oder in Verbindung mit anderen Quellengattungen analysiert werden. In manchen Fällen geben Materialität und Funktion eines Gegenstandes seinem Bildgehalt bereits performative Bedeutungszirkel, -parallelisierungen und -verschränkungen auf unterschiedlichen kategorialen Ebenen vor. Dies ist etwa bei historischen Münzen aus Edelmetallen der Fall, die gegenständlich kombinierte Bild-, Text- und Wertquellen sind. Der jeweilige Herrscher garantiert z. B. durch sein Porträt die Guthaltigkeit des Edelmetalls, dessen Wert ihm wiederum symbolisch „gut“ geschrieben wird. Gleichzeitig zeigt es auf einer abstrakt-sittlichen Ebene die „Güte“ des Herrschers, der durch die Herausgabe „seines“ Edelmetalls den Wohlstand seiner Untertanen gnädig mehrt, seine Souveränität respekteinfordernd und ökonomisch, ethisch und politisch wert(e)setzend demonstriert.

Bilder zeigen die Interpretation einer vorab konstruierten und komponierten, szenisch ausschnitthaft dargestellten „Welt“ des Bildschaffenden und, sofern einer vorhanden ist, für die von ihm vermittelten Interessen eines Auftraggebers. Sie sind kein Abbild einer wirklichen Wirklichkeit, sondern eine visuell stillgestellte theatralische Nachricht, ein absichtsvoller Appell an zeitgenössische und – beabsichtigt oder nicht – an spätere Betrachter, die vergangene Gegenwarten interpretieren wollen. Dies gilt für ausnahmslos alle bildlichen Darstellungen, sei es hohe Kunst oder eine vulgäre Aborttürzeichnung.

Bilder, seien es Einzelbilder, Bild- bzw. Photoserien oder Filme müssen, wie jede Quelle, quellenkritisch und methodisch nachvollziehbar analysiert werden. Sie lassen sich aufgrund ihrer Funktions-, Bedeutungs- und Wirkungsvielfalt nicht in *ein*deutige Aussagen auflösen und bedürfen daher besonderer Sorgfalt, sofern man sie als Medium der historischen Bildung angemessen einsetzen will. Für eine historische Bildanalyse empfehlen sich fünf gängige Interpretationsmethoden mit unterschiedlichen Möglichkeiten und Grenzen, die sach- und zielgruppengerecht kombiniert werden sollten und hier leider nur erwähnt werden können: der realienkundliche, der ikonographisch-ikonologische, der funktionsanalytische, der semiotische und der rezeptionsästhetische Ansatz.[3]

Die quellenkritischen Zugänge zu Bildern und Filmen sind mit sehr verschiedenen Analyseverfahren möglich. Das bietet unter anderem den Vorteil, dass man Arbeitsgruppen mit unterschiedlichen Ansätzen Bilder und Filme analysieren lassen kann, was den Teilnehmenden nachhaltig verdeutlicht, wie sehr Forschungsergebnisse von der Auswahl der Methode abhängen. Zu den verschiedenen Verfahrensweisen bleibt hier aus Platzgründen nur der Verweis auf die Literaturliste und die Anmerkung, dass eine gehaltvolle Filmanalyse wegen der hohen mehrdimensionalen Informationsdichte in schneller Abfolge sehr schwierig ist. Es empfehlen sich für die Bildungsarbeit kurze Sequenzen von maximal fünf Minuten Dauer, sorgfältige In-struktionen und präzise Arbeitsaufträge. Besondere Aufmerksamkeit verdienen die beabsichtigte Wirkung des Bildmaterials und seiner Komposition sowie die Manipulationen durch Schnitte und Ausblendungen. Man denke etwa an die berühmte Intonierung des Deutschlandliedes durch Helmut Kohl vor dem Schöneberger Rathaus 1989, bei deren Übertragung das öffentlich-rechtliche Fernsehen das gellende Pfeifkonzert des Publikums ausblendete, während der Rundfunk es mit übertrug. Dies nur als Hinweis, dass Quellen gleich welcher Art stets auch manipulierbar, und das Aufspüren eben dieser Manipulationen ist ein wesentlicher Bestandteil jedweder Quellenkritik.

Akustische Quellen sind auf wiederholt abhörbare Tonträger aufgezeichnete Geräusche aller Art. Von den 1920er Jahren bis etwa Mitte der 1960er Jahre war der Rundfunk zusammen mit den Tageszeitungen das Leitmedium schlechthin, bevor er vom Fernsehen abgelöst wurde, an das in diesem Jahrtausend das Internet anschließt. Der Rundfunk ist zugleich das erste Massenmedium, das den Hörern Echtzeit simuliert und vermittels der Informationsaufnahme über das Ohr unmittelbare Anteilnahme und Authentizität vortäuscht. Hinter dem Medium verschwinden die Autoren der akustischen Quelle, und der serielle Anschluss von politischer Information und Unterhaltung wirkt auf seine Weise suggestiv.

Mündliche Informationen

Wenn die Zeitzeugen sterben wird aus Zeitgeschichte Geschichte. HistorikerInnen bringt das deutlich weniger aus der Ruhe als die Angehörigen anderer Fachdisziplinen. Zeitzeugen sind eine Quellengattung unter anderen, der keineswegs per se besondere Prominenz zukommt.

3 Hierzu und zum Folgenden mit weiterführenden Literaturangaben Heike Talkenberger, Historische Erkenntnis durch Bilder. Zur Methode und Praxis der Historischen Bildkunde, in: Goertz 2007:88-103.

Berufen sich Autoren auf mündliche oder schriftliche Informationen („Auskunft von X an den Verfasser…“), so kommt man nicht umhin, sowohl den Autor als auch seine Quelle vermutend zu bewerten. Kriterien können sein: die nachgewiesene Fachkompetenz des Autors sowie die überprüfbare Zuverlässigkeit seines Informanten. Beides garantiert keinesfalls den Wahrheitsgehalt der zur Debatte stehenden Aussage. Belegangaben wie „ein Insider“, „informierte Kreise“ oder ähnliches sind beliebig und willkürlich einsetzbar. Gleiches gilt für kolportierte Gerüchte („Ich habe gehört, dass…“). Derlei Aussagen haben ungeprüft bestenfalls mäßigen Quellenwert für den befragten Forschungsgegenstand.

Sach- und Textquellen zum Ersten Weltkrieg

Originale Sach- und Textquellen sind vergleichsweise einfach beschaffbar. Anders als Quellen zum Zweiten Weltkrieg sind sie auf Flohmärkten (insbesondere auch in Belgien und Frankreich), im Fachhandel und via Internet preisgünstig erhältlich, so dass sich mit ökonomisch geringem Aufwand eine wachsende Sammlung anlegen lässt. Wer vor Ort Exkursionen vorbereitet findet fast immer etwas transportables, das sich für die Bildungsarbeit verwenden lässt. Entweder für die jeweilige Sammlung oder auch für eine kleine Ausstellung in der Bildungsstätte, die gemeinsam mit den Teilnehmenden gestaltet werden kann. Das hat sich besonders bei Exkursionen mit Gruppen von Jugendlichen bewährt. Die Jugendlichen können mit den Funden die Ausstellung vorbereiten, installieren und präsentieren.

Damit ungefährliche(!) obertägige *Bodenfunde* sinnvoll genutzt werden können, sollte man sie archäologisch dokumentieren und sichern:

1. Möglichst präzise Beschreibung – mit Fotographie - und historische Lokalisierung des Fundortes. Nicht „Verdun“, sondern bspw. „Höhe 304“, deutsche oder französische Linien, Niemandsland etc. Dazu gehört eine vorläufige Bestimmung des Objektes.
2. Bergung des Gegenstandes in einem geeigneten, beschriftbaren Behältnis (reißfeste Kunststofftüte, viele Überreste sind scharfkantig).
3. Bestimmung und materialschonende Reinigung des Objekts, um weitere Informationen zu erhalten, die im Fundzustand nicht sichtbar sind, wie etwa die bildliche Darstellung auf Uniformköpfen. Sie zeigt, zu welcher militärischen Einheit der ehemalige Besitzer des Knopfes gehörte. Mit dieser Information kann man recherchieren, in welchem Zeitraum der Knopf an den Fundort kam.
4. Aufschluss der Gesamtinformationen, die die Sachquelle trägt. Hierzu bieten Fachliteratur und Internet zahlreiche Hilfsmöglichkeiten, u.a. sogenannte Fundforen, in die man Bilder der Objekte einstellen kann, zu denen dann Fachleute ihre Expertise beisteuern.
5. Konservierung und Aufbereitung des Objekts sowie seine
6. Rekontextualisierung für den künftigen Verwendungszweck in schriftlicher, für andere nachvollziehbarer Form.
7. Alle genannten Arbeitsschritte können auch in Kleingruppen unter fachkundiger Anleitung durchgeführt werden. Eine bessere Form forschenden historischen Lernens gibt es meiner Meinung nach nicht.

Der kleine „First Duke of Cornwall Light Infantry Friedhof” liegt versteckt im neu gepflanzten Wald nahe Zillebeke (Belgien)

Original- und Sachquellen zum Ersten Weltkrieg

Für Historiker ist alles eine Quelle. Ich beschränke mich hier auf die Arbeitsmöglichkeiten mit Originalen, die leicht beschaffbar sind und einige Ideen, welcher Aspekt des Ersten Weltkrieges womit repräsentiert werden kann. Viele der genannten Quellen können in verschiedene Richtungen befragt und kontextualisiert werden. Sie eignen sich außerdem vorzüglich für transnationale Vergleiche und Vergleiche im historischen Längsschnitt. So lässt sich etwa die zunehmende Geldentwertung während des Krieges in Frankreich, Belgien und Deutschland an der Münzverschlechterung und der Ausgabe von regionalem Kriegsnotgeld vergleichend zeigen. Die Münzen und Banknoten sind zudem meist Trägerinnen zielgerichteter Propaganda. Lebensmittelmarken demonstrieren die zunehmend katastrophale Ernährungssituation der Bevölkerung. Ihre Überreste zeigen auch, dass es keineswegs alles das zu kaufen gab, worauf man ein Anrecht hatte und was rationiert wurde, damit jeder wenigstens etwas bekam. Sie geben auch Auskunft über die Zwangsbewirtschaftung und das Versorgungssystem, denn mit den Marken konnte nur in bestimmten, auf den Karten vermerkten Geschäften eingekauft werden, die wiederum entsprechend mit Waren beliefert wurden. Die Existenz der Lebensmittelmarken verweist nicht zuletzt auf die Tatsache, dass Marktwirtschaft nicht ohne eine gewisse staatliche Steuerung für Verteilungsgerechtigkeit sorgt.

Nachfolgend gebe ich einige Anregungen, zu welchen Themen bei der Beschäftigung mit dem Ersten Weltkrieg welche leicht zugänglichen Quellen besonders geeignet erscheinen. Für *alle* Aspekte sind Tageszeitungen und Illustrierte eine erstrangige Quelle.

Militär/Krieg/Gewalt

Feldpostkarten sind eine besonders interessante Mischung aus Bild- und Textquelle, die didaktisch flexibel verwendet werden können, von der kurzen, impressiven Bildauswertung bis zur sorgfältigen vergleichenden Auswertung von Postkartenserien einzelner Autoren oder von Konvoluten.

Militärpässe bieten die Möglichkeit eines biographischen Zugangs. Sie enthalten die persönlichen Rahmendaten ihres früheren Besitzers, Informationen zur militärischen Ausbildung, Einheitszugehörigkeit, Beförderungen, Auszeichnungen, Verwundungen und Lazarettaufenthalte sowie die meist vollständige Einsatzbiographie des Soldaten einschließlich der mitgemachten Gefechte. Da die Militärpässe während der Kampfeinsätze bei der Kompanie verblieben, finden sich auch Eintragungen wie „Kriegsgefangenschaft", „Vermisst" oder „Tot". Die Regimentsgeschichten lassen sich per Internet meist gut und zuverlässig recherchieren, so das Einzelschicksal in einen größeren Zusammenhang gebracht werden kann.

Orden und Ehrenzeichen sind ebenfalls eine didaktisch erstrangige Quelle, nicht zuletzt für transnationale und historische Längsschnittvergleiche. Sie zeigen nicht nur wer, wofür, wie und womit zu welchem sichtbaren symbolischen Zweck ausgezeichnet wurde, sondern auch die harten Klassenunterschiede der zeitgenössischen Gesellschaften und der militärischen Hierarchie. Nicht jeder Dienstgrad konnte jede Auszeichnung erhalten, aber nahezu jeder erhielt eine oder mehrere. Orden sind stets Zeichen sozialer Distinktion und, bei höheren Auszeichnungen, auch Zeichen sozialer Privilegien.

Militärische Ausrüstungsgegenstände verweisen direkt oder indirekt auf nahezu alle Facetten des Krieges und des militärischen Alltags. Ein zerschossener Helm oder ein von Granatsplittern durchsiebtes Kochgeschirr sind selbsterklärend, Grabendolche oder -keulen zeigen, dass der Krieg nicht nur ein „Krieg der Maschinen" war, sondern auch ein Kampf Mann gegen Mann. Anhand von Feldflaschen und Grabeneimern lässt sich die unterschiedliche Bedeutung von Wasser für die Soldaten zeigen. Einerseits war Wasser das wichtigste Versorgungsmittel. Wer mit seiner einen halben Liter fassenden Feldflasche im Gefechtsfeld liegenblieb, hatte schnell ein lebensbedrohendes Problem. Das Wasser in den Trichtern war giftig, verseucht durch Kampfgase, Leichen und Munitionsreste. Die Gefahr, darin zu ertrinken, war groß, vor allem, wenn man verwundet war. Regen flutete die Gräben und Unterstände buchstäblich, so dass der Kampf gegen das Wasser zum Alltag der Soldaten gehörte. In keinem Krieg zuvor und danach war Wasser so lebensnotwendig wie lebensbedrohlich.

„Heimatfront"

Der zentrale Erinnerungstopos von Zeitzeugen an den Ersten Weltkrieg ist Hunger und die Angst zu verhungern. Im schon damals so genannten Hungerwinter 1916/17 erhielt ein erwachsener Normalver-

Und sie marschiert immer noch – die Jugend. Parade zum Remembrance Day in Ypern (Belgien) am 11.11.2011 um 11:00 Uhr

braucher in Deutschland auf Lebensmittelkarten pro Tag 1000 Kalorien an Nährwert, sofern es überhaupt etwas gab. Dies lässt sich mit *Lebensmittelkarten* und -marken gut darstellen. Sie zeigen die legale Höchstverbrauchsmöglichkeit. Über nicht selten gewaltsame Hamsterfahrten der Städter aufs Land gibt die zeitgenössische Tagespresse Auskunft. *Kochbücher* empfehlen ab 1915 „Mangelrezepte" für Speisen, die heutzutage bei den meisten Lesern wenig Appetit hervorrufen dürften. Werbeanzeigen in Zeitungen und Zeitschriften für *Kriegsersatzstoffe* loben, was heute kaum mehr jemand essen oder anziehen möchte.

Geld- und Finanzwirtschaft

Anhand von *Banknoten* wird eine Technik der Kriegsfinanzierung nachvollziehbar. Mit der Aufhebung des Goldstandards im Deutschen Reich bei Kriegsbeginn wurden massenhaft so genannte *Darlehenskassenscheine* in Umlauf gebracht, die finanztechnisch die *Reichsbanknoten* deckten. Mit anderen Worten: Papier garantierte Papier statt Edelmetall. Da das Kaiserreich auf Importe dringend angewiesen war, ergingen zahlreiche Aufrufe an die Bevölkerung, Gold- und Silbermünzen sowie edelmetallhaltigen Schmuck bei den Reichsbankfilialen gegen Papiergeld einzuliefern. Für die Erfüllung dieser „patriotischen Pflicht" gab es für die Herren Uhrenketten und für die Damen Plaketten mit der Inschrift: Gold gab ich zur Wehr, Eisen nahm ich zur Ehr. Das Reichsbankdirektorium gab zusätzlich Urkunden mit dem Text heraus: „(Name) hat, um den Goldschatz der Reichsbank und damit die finanzielle Wehrkraft unseres deutschen Vaterlandes zu stärken, die umstehend verzeichneten Beträge deutscher Goldmünzen in Papiergeld umgetauscht."

Die Kriegsfinanzierung nicht nur im Deutschen Reich, sondern bspw. auch in Österreich-Ungarn und Frankreich, erfolgte im Inland über vergleichsweise hoch verzinste *Kriegsanleihen* bei der eigenen Bevölkerung. Steuererhöhungen waren und sind unbeliebt, also setzte man auf das, was man ohnehin vorhatte, nämlich zu siegen. Die Zeche hätte dann der jeweilige Kriegsgegner bezahlen müssen. Gleichzeitig wurde durch die Kriegsanleihen ein Teil der inflations- und mangelwirtschaftlich bedingten überschüssigen Kaufkraft abgeschöpft. Niederlagen werden nur selten vorgesehen, wenn man in den Krieg zieht. Das Deutsche Reich „entschuldete" sich bei seiner Bevölkerung via Inflation. Der ursprünglich sagenhaft hohe Betrag von ca. 150 Mrd. Mark, die die Deutschen in

der einen oder anderen Form angelegt hatten, waren am 1. Januar 1924 genau 15 Rentenpfennig wert, also eine kleine Tüte Brötchen. Das hatte Folgen, die gerade heute bedenkenswert erscheinen.

Umgang mit Krieg und Tod im Alltag

Der *Umgang mit dem Tod* auf den Schlachtfeldern ist vielfältig vergegenständlicht worden. „Patriotische" Frauen trugen *Witwenschmuck* in Form eines lorbeerumkränzten Eisernen Kreuzes aus Bronze mit eingraviertem Todesdatum und -ort des Ehemannes. Kleine transportable *Hausaltäre* in unterschiedlichen Ausführungen ermöglichten die Inszenierung von Trauer in den eigenen vier Wänden. In Frankreich gab es emaillierte Gedenktafeln für gefallene Ehemänner und Söhne, die an den Hauswänden öffentlich gut sichtbar angebracht waren.

Der *„Krieg der Kinder"* fand nicht nur in der Schule und in den Schulbüchern statt. *Kriegsspielzeug* und mit Kriegsmotiven versehene *Essteller* (!) sowie zahlreiche *Postkartenbilder* geben einen Eindruck davon, dass der Erste Weltkrieg der erste totale Krieg war. Nichts und niemand blieb von ihm unberührt, und kaum jemand konnte sich ihm entziehen.

Das Thema *Frauen im Krieg* lässt sich neben anderem durch eine (leere!) *Granatenkartusche* symbolisieren. Durch die Punzierungen lässt sich feststellen, wann und von welchem Hersteller die Granate produziert wurde und mit etwas Aufwand auch von wem. Ab 1916 waren das firmenabhängig großenteils Frauen, vor allem in der Munitionsindustrie und nicht selten unter extrem gesundheitsschädigenden Bedingungen. Ob der Erste Weltkrieg einen Emanzipationsschub bewirkte, ist heute umstritten. Es bleibt die Tatsache, dass besonders die „Kriegerfrauen" der Arbeiterklasse und der Unterschichten unter dem Krieg zu leiden hatten. Mangelversorgt und unterfinanziert mussten viele Frauen Schichtarbeit in der Kriegsindustrie leisten, vor den Lebensmittelläden nach Feierabend Schlange stehen und sich um ihre Kinder kümmern, ohne zu wissen, ob deren Väter noch leben. „Fräulein Feldgrau", die „getreue Ehefrau" oder die „stolze Kriegerwitwe" zeigen zahlreiche *Propagandapostkartenmotive*. Gegen die Intention gelesen verweist dieser Quellenfundus darauf, dass Krieg immer auch und unabweisbar dramatische Beziehungsprobleme für die Beteiligten bewirkt.

Die genannten Beispiele zeigen nur einen kleinen Ausschnitt dessen was mit beschaffbaren Originalquellen didaktisch anregend und anschaulich vermittelbar ist. Die ausführliche Interpretation auch nur einer Quelle ist in diesem Rahmen nicht möglich.

Das Internet als Quellenfundus

Abschließend einige praktische Hinweise zur Nutzung des Internets und eine systematische Handreichung zur Quelleninterpretation, wie man sich selbst und anschließend den Teilnehmenden Quellen wissenschaftlich orientiert erschließen kann. Das Internet stellt mittlerweile einen kaum mehr überschaubaren Fundus unterschiedlich aufbereiteter Quellen aller Gattungen bereit. Das hat Vor- und Nachteile. Der Hauptvorteil für die Bildungsarbeit besteht darin, dass zu vielen Themen relativ leicht sehr viel Quellenmaterial von sehr vielen Anbietern zur Verfügung steht. Es bleibt stets zu bedenken, wer was zu welchem Zweck bereitstellt und dass Manipulationen insbesondere von Bildmaterial auch von Fachleuten nur noch schwer zu erkennen sind. Das ist der große Nachteil im Vergleich zur Arbeit mit Archivalien oder faksimilierten Quellen gesicherter Herkunft. Überdies stellt sich die Frage, ob man Teilnehmenden der außerschulischen historischen Bildung das beibringen sollte, was sie ohnehin schon können, nämlich mit dem Internet arbeiten. Ich plädiere für einen sparsamen Einsatz zugunsten anderer Medien (etwa der Bereitstellung einer kleinen Seminarbibliothek) und erlaube mir den Hinweis auf die Unersetzbarkeit des Arbeitens mit Originalquellen bzw. Faksimiles oder Kopien, wo immer dies möglich ist.

Falls man auf ins Internet eingestellte Quellen zurückgreifen möchte, ist eine sorgfältige Prüfung der Website *und* der Quelle unerlässlich:

Stammt die Seite von einer anerkannten Institution/Autorin? Sind die Qualifikation des Autors und eine Adresse für Rückfragen angegeben? Ist das Verhältnis der Institution/des Autors zum Sachverhalt bekannt? Ist die Publikationsintention benannt? In welchem Kontext wird die Quelle präsentiert? Ist die Provenienz der Quelle angegeben? Sind Metainformationen zur Quelle vorhanden? Wie ist die Quelle wiedergegeben (Scan des Originals oder einer sichtbar beglaubigten Kopie, Abschrift, ein- oder mehrmalige Übersetzung, vollständig oder als Ausriss etc.)? Handelt es sich um eine Einzelquelle oder ist sie in eine Serie eingebunden? Ist die Zitierbarkeit der Quelle gewährleistet? Welche Informationen finden sich sonst noch auf der Seite? Wie ist die Seite verlinkt? Man wird nur ausnahmsweise alle Fragen beantworten können. Wichtig ist, dass man sie stellt.

Erkennntisverfahren

In der forschenden historischen Bildung folgen drei zentrale Erkenntnisverfahren systematisch aufeinander, deren Ergebnisse als vierter Arbeitsschritt angemessen darzustellen sind.

1. Das heuristische Verfahren. Mit ihm beginnt alle Forschung. Es dient in der Bildungsarbeit gleichzeitig zur Motivation der Teilnehmenden durch gemeinsam entwickelte Problemstellungen. Zunächst wird die historische Fragestellung in einem „Doppelschritt" entfaltet: a) Was will ich wissen? Und b) Was weiß ich bereits darüber? D.h. bereits vorhandene Informationen werden systematisch gesammelt, klassifiziert und beurteilt. Je nach „Größe" des Themas und der Vorbildung der Teil-

nehmenden sollte zusätzlich der Stand der historischen Forschung zumindest in Umrissen eingespeist werden, insbesondere die jeweils aktuellen Kontroversen. Anschließend folgt die forschungsleitende Hypothesenbildung: Welche Vermutungen folgen aus den bisher erzielten Ergebnissen?
2. Die Kritik. Innerhalb dieses Verfahrensschritts werden von den Teilnehmenden Quellen gesucht und überprüft. Auf das Arbeiten mit Quellen wird weiter unten exemplarisch eingegangen.
3. Die Interpretation, bei der es um die Produktion eines Sinn- und Bedeutungszusammenhangs der Quellen hinsichtlich der Fragestellungen und Hypothesen geht, die ggf. modifiziert und mit dem vorhandenen Vorwissen abgeglichen werden. Die zusammenfassende Interpretation bildet das „innere" Ergebnis des Erkenntnisverfahrens.

Die aufbereitende Darstellung und zusammenfassende Publikation des „inneren" Ergebnisses führt zum „äußeren", öffentlichkeitswirksamen Ergebnis des Forschungs- und Bildungsprozesses. Sie ist ein eigenständiger Arbeitsschritt, der an die Teilnehmenden zusätzliche Anforderungen stellt. Dies gilt besonders, wenn ästhetisch ansprechende Präsentationsformen gewählt werden wie etwa eine kleine Ausstellung oder die Produktion einer CD, die unterschiedliche Medien zur Nutzung anbietet. Während dieses abschließenden Arbeitsschrittes ist aller Erfahrung nach nochmals intensive und fachlich kompetente Unterstützung der Teilnehmenden unerlässlich. Der Weg vom erfreulichen Forschungsergebnis zur verunglückten Darstellung ist kurz, die Frustration darüber währt umso länger!

Praktische Hinweise zum Arbeiten mit Quellen

Das Arbeiten mit Quellen ist bei Jugendlichen nicht immer beliebt. Man sollte davon ausgehen, dass die erforderlichen Kompetenzen den Teilnehmenden vorab vermittelt oder durch intensives, Schritt für Schritt begleitetes „learning by doing" erworben werden müssen. Das bedeutet auch, dass zu Beginn des Arbeitens mit Quellen ein nicht zu überschätzendes Motivationsproblem zu überwinden ist. Man muss plausibel und nachvollziehbar zeigen, dass Quellen finden, lesen und interpretieren ein spannendes und faszinierendes Unterfangen mit hohem persönlichen Gebrauchswert sein kann - wenn man es kann.

Checkliste - Arbeitsschritte

Checklisten haben idealtypischen Charakter und müssen den Erfordernissen angepasst werden. Beim forschenden Lernen mit Quellen sollte bei jedem Arbeitsschritt darauf geachtet werden, ob die erforderlichen Kompetenzen wirklich vorhanden sind oder ob zusätzliche Kenntnisse vermittelt werden müssen. Der Bildungs- und Forschungsprozess könnte in folgenden Schritten erfolgen:

1. Checken des Vorwissens der Teilnehmenden: Welches historische und methodische Fachwissen haben die Teilnehmenden? Welche Kompetenzen müssen ihnen vorab vermittelt werden?
2. Propädeutikum
3. Information und Instruktion: Historische Rahmung des Forschungsgebietes, Konstruktion von Fragen, Formulierung der Forschungsaufträge
4. Informationssuche aus der Sekundärliteratur
5. Quellensuche, -sammlung, -verzeichnung und -auswertung
6. Quelleninterpretation und -bewertung
7. Abgleich der Interpretationsergebnisse mit der Sekundärliteratur
8. Bewertung des Abgleichs
9. Auswahl und Komposition einer angemessenen Präsentationsform
10. Erarbeitung der Präsentation
11. Präsentation der Ergebnisse

Ratschläge nicht nur für NichthistorikerInnen

Niemand ist perfekt, die Wege zum Wissen sind mit Irrtümern gepflastert. Die erste Frage an sich selbst lautet: Verfüge ich über das Wissen und die Kompetenzen für das, was ich mir vorgenommen habe? Wofür und wann brauche ich von wem Unterstützung?

Wie immer wird das Leben leichter, wenn man mögliche eigene kleine Unzulänglichkeiten vorab bedenkt und sich ihrer Möglichkeit während des Arbeitsprozesses bewusst bleibt. Der erste und häufigste Fehler ist die Verwechslung der eigenen Sichtweise mit historischen Fakten und damit einer vorschnellen Quelleninterpretation. Die vornehmste Tugend des Historikers ist die Distanz zum Forschungsgegenstand, sein Sündenfall die erkenntnislähmende Empathie. Man muss von seinen persönlichen Vor-, Wert- und sonstigen Urteilen zunächst abstrahieren können und sollte sich bewusst bleiben, dass andere Menschen legitim zu anderen Schlüssen kommen können. Der zweite Fehler folgt aus dem ersten. Die politischen Bildner sollten keinesfalls aus ihrer Rolle fallen und sich als sekundäre Zeitzeugen betätigen, auch nicht auf hartnäckiges Nachfragen von Teilnehmenden. Dies führt stets zum Verlust der Distanz, die für gemeinsames Forschen zwingend ist.

Der dritte Fehler ist das nicht vollständige „Ausreizen" der Quellen durch oberflächliche Analyse und vorschnelle Bewertung. Das ist meist dann der Fall, wenn die eigenen Vorurteile bestätigt erscheinen. Vorsicht ist insbesondere auch bei „sensationellen Funden" geboten, die sich bei genauerer Betrachtung meist als deutlich weniger spektakulär erweisen.

Der vierte Fehler ist das Vermeiden der Frage: Könnte es nicht auch ganz anders gewesen sein? und entsprechend das Vermeiden nach der Suche von Quellen oder Forschungsperspektiven, die das bestätigen könnten. Nicht zuletzt wünschen sich die meisten Menschen eindeutige und ihrer Meinung konforme Ergebnisse ihrer Bemühungen, nur gibt es die bei methodisch kontrollierter historischer Forschung nur selten. Manche Fragen bleiben offen, und falls während des Arbeitsprozesses keine neuen entstehen, hat man etwas falsch gemacht.

Ein Moment des Gedenkens am „Menin Gate Memorial to the Missing“ in Ypern (Belgien)

Literaturhinweise

Die zum Ersten Weltkrieg vorliegende Literatur ist mittlerweile kaum mehr überschaubar und kann hier nur auszugsweise aufgeführt werden. Der Schwerpunkt liegt überwiegend auf Überblicksliteratur, grundlegenden Darstellungen neueren Datums und pädagogisch-didaktischer Werken, die mir hilfreich erscheinen. Für viele der oben kurz diskutierten Sachquellenkategorien gibt es keine einführenden Überblicksdarstellungen. Es hilft nur, wie so oft bei historischer Forschung, ein hartnäckiges und geduldiges Suchen nach den Informationen, die man haben möchte. Die Literaturangaben in den aufgeführten Titeln helfen weiter. Zur „grauen“ Literatur und politisch zweifelhaften Internetseiten möchte ich keine Empfehlungen geben, obwohl gelegentlich interessante, durchaus gut recherchierte Details zu Sach- und Objektquellen gezeigt und beschrieben werden, die anderswo kaum oder nur mit großem Aufwand zu finden sind.

Assmann, Aleida: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, Bonn 2007.

Ayaß, Ruth; Bergmann, Jörg (Hgg.): Qualitative Methoden der Medienforschung, Reinbek 2006.

Beck, Friedrich; Henning, Eckart (Hgg.): Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften, 4. durchgesehene Aufl., Köln 2004.

Becker, Jean-Jacques; Krumeich, Gerd: Der Große Krieg. Deutschland und Frankreich im Ersten Weltkrieg 1914-1918, Essen 2010.

Clark, Christopher: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München 2013

Daniel, Ute: Kompendium Kulturgeschichte. Theorien, Praxis, Schlüsselwörter, 2. Aufl., Frankfurt/Main 2001.

Dittmer, Lothar; Siegfried, Detlef (Hgg.): Spurensucher. Ein Praxisbuch für historische Projektarbeit, überarb. u. erw. Neuauflage, Hamburg 2005.

Englund, Peter: Schönheit und Schrecken. Eine Geschichte des Ersten Weltkriegs erzählt in neunzehn Schicksalen. Berlin 2011.

Ferguson, Niall: Der falsche Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, Stuttgart, 2. Auflage 1999.

Goertz, Hans-Jürgen (Hg.): Geschichte. Ein Grundkurs, 3. revidierte und erweiterte Auflage, Reinbek 2007.

Grant, R.G.: 1914-1918 L´ Encyclopédie de la Grande Guerre, Edition Flammarion 2013.

Guéno, Jean-Pierre: Les Poilus. Lettres et témoignages des Francais dans la Grande Guerre 1914-1918, Paris 2013. Mit zahlreichen farbigen, entnehmbaren faksimilierten Quellen, meist in Originalgröße.

Heese, Thorsten: Vergangenheit „begreifen". Die gegenständliche Quelle im Geschichtsunterricht, Schwalbach/Ts. 2007.

Hirschfeld, Gerhard; Krumeich, Gerd: Deutschland im Ersten Weltkrieg. Frankfurt am Main 2013.

Hirschfeld, Gerhard u. a (Hgg.): Enzyklopädie Erster Weltkrieg, Paderborn u.a. 2009.

Hirschfeld, Gerhard u. a. (Hgg.): Kriegserfahrungen. Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, Essen 1997.

Hochschild, Adam: Der Grosse Krieg. Der Untergang des alten Europa im Ersten Weltkrieg. Stuttgart 2013.

Howell, Martha; Prevenier, Walter: Werkstatt des Historikers. Eine Einführung in die historischen Methoden, Köln 2004.

Jaeger, Kurt: Die deutschen Münzen seit 1871, Regenstauf 2009.

Janz, Oliver: Der Grosse Krieg. Frankfurt am Main/New York 2013.

Jordan, Stefan (Hg.): Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart 2002.

Keegan, John: Der Erste Weltkrieg. Eine europäische Tragödie, Reinbek 2001.

Korff, Gottfried (Hg.). KriegsVolksKunde. Zur Erfahrungsbindung durch Symbolbildung, Tübingen 2005.

Le Naour, Jean-Yves: La Grande Guerre. En Archives colorisées. Racontée par Jean-Yves Le Naour, Prisma Media/Geo 2013.

MacGregor, Neil: Eine Geschichte der Welt in 100 Objekten, München 2011.

Magenschab, Hans: Der Grosse Krieg. Österreich im Ersten Weltkrieg, Innsbruck-Wien 2013.

Maurer, Michael (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 4: Quellen, Stuttgart 2002.

Maurer, Michael (Hg.): Aufriß der Historischen Wissenschaften, Bd. 7: Neue Themen und Methoden der Geschichtswissenschaft, Stuttgart 2003.

Mayer, Ulrich u.a. (Hgg.): Handbuch Methoden im Geschichtsunterricht, 2. überarbeitete Auflage 2007.

Münkler, Herfried: Der Große Krieg. Die Welt 1914-1918, Berlin 2013.

Paul, Gerhard (Hg.): Visual History, Göttingen 2006.

Pick, Albert: Papiergeld-Lexikon, Regenstauf 1992.

Piper, Ernst: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs. Berlin 2013.

Pöhlmann, Markus u.a. (Hgg.): Der Erste Weltkrieg 1914 – 1918. Der deutsche Aufmarsch in ein kriegerisches Jahrhundert. Zentrum für Militärgeschichte und Sozialwissenschaften der Bundeswehr, München 2014.

Rosenberg, Holger; Grabowski, Hans-Ludwig: Die deutschen Banknoten ab 1871, 19. Auflage Regenstauf 2013.

Scherrmann, Michael, 2005: Geschichte im Gelände: „Schlachtbank Elsaß" – Studienfahrt zu Schauplätzen des Ersten Weltkrieges und zum Konzentrationslager Natzweiler, in: Schlag/Scherrmann 2005: 158-169.

Schlag, Thomas; Scherrmann, Michael (Hgg.): Bevor Vergangenheit vergeht. Für einen zeitgemäßen Politik- und Geschichtsunterricht über Nationalsozialismus und Rechtsextremismus, Schwalbach/Ts. 2005.

Stachelbeck, Christian: Deutschlands Heer und Marine im Ersten Weltkrieg, München 2013.

Taylor, Frederick: Inflation. Der Untergang des Geldes in der Weimarer Republik und die Geburt eines deutschen Traumas, Verlag Siedler 2013.

Vieregg, Hildegard: Museumswissenschaften. Eine Einführung, Paderborn 2006.

Vietta, Silvio: Europäische Kulturgeschichte. Eine Einführung. Erweiterte Studienausgabe, Paderborn 2007.

Winkle, Ralph: Der Dank des Vaterlandes. Eine Symbolgeschichte des Eisernen Kreuzes 1914 bis 1936, Essen 2007.

Webseiten

www.alsace1418.fr

www.arte.tv/1914tagfuertag

www.europeana1914-1918.eu

www.1914-1918-online.net

www.100-Jahre-Erster-Weltkrieg.eu

www.erster-weltkrieg.clio-online.de

www.bbc.co.uk/history/worldwars/wwone

www.iwm.org.uk (Webseite des Imperial War Museum London)

www.centenaire.org (Überblick über Veranstaltungen in Frankreich 2014)

www.memoiredeshommes.sga.defense.gouv.fr

www.vogesenkaempfe14-18.de

www.verdun14-18.de

www.abri-memoire.org (Oberelsass mit Schwerpunkt Hartmannsweilerkopf)

www.ww1battlefields.co.uk (Überblick über die wichtigsten Schlachtfelder der Westfront, Gedenkorte etc.)

Autor

Michael Scherrmann, M.A., Historiker, Studienleiter an der Evangelischen Akademie Bad Boll

Historisch-politische Bildung an Volkshochschulen zum Jahrestag 1914-2014

Mit einer Handreichung mit Tipps für die Praxis bereitet der Deutsche Volkshochschul-Verband den Jahrestag 1914 – 2014 vor

Anna Grüner, Lisa Freigang, Sascha Rex

1. Lebendige Geschichtsbildung an Volkshochschulen

2014 jährt sich der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum 100. Mal. Dieses Datum bietet einen Anlass, besondere Projekte zu entwerfen, welche an diese „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“ (George F. Kennan) der Weltgeschichte erinnern.

Historisch-politische Bildung macht sich nicht nur an großen Ereignissen fest. Am Kleinen und Alltäglichen lässt sich oft viel mehr ablesen, als es auf den ersten Blick erscheint. So zeigen die Geschichte eines Kriegerdenkmals auf dem örtlichen Friedhof oder die mehrmalige Umbenennung von Straßen die Veränderung des Gedenkens und Erinnerns im Laufe der Jahrzehnte. Und ein Blick in das Fotoalbum der eigenen Familie führt vor Augen, wie sich Bilder von Männlichkeit und die Rolle der Frau gewandelt haben. Die kleinen Alltagsgeschichten spiegeln sich facettenreich in

Die Wälder und Hügel von Zillebeke (Belgien). Während des Kriegs wurden alle Bäume und jede Vegetation zerstört.

den Geschichten, die in Geschichtsbüchern, Romanen, Filmen und anderen künstlerischen Repräsentationsformen erzählt werden.

Viele Volkshochschulen greifen in ihren Bildungsangeboten solche Blickwinkel auf – hier wird nicht doziert, sondern Menschen denken über Geschichte nach. Methodisch gibt es ein breites Spektrum: Von Erlebnispädagogik bis zum Web 2.0, vom Besuch von Ausstellungen bis zur Eigenproduktion von Medien, vom Interview bis zum Literaturstudium, von der „Spurensuche“ bis zur Auswertung von Archiven werden zahlreiche Möglichkeiten genutzt. Geschichte wird so als etwas erfahren, das unmittelbar mit dem eigenen Leben zu tun hat. Fragen werden aufgeworfen, die den Bezug zwischen Vergangenheit und Heute herstellen. Von der Kriegsbegeisterung junger Leute im Jahr 1914 ist es nicht weit zur Frage, ob und wofür man selbst bereit wäre, eine Waffe in die Hand zu nehmen. Und die Frage nach dem Nährboden für blinden Nationalismus ist 2014 ebenso aktuell wie zum Zeitpunkt der deutschen Kriegserklärung im August 1914.

Mit der vorliegenden Handreichung möchten wir Sie zu innovativen Veranstaltungen und Projekten zum 100. Jahrestag des Ersten Weltkriegs motivieren. Eingeflossen sind die Erfahrungen von Volkshochschulen aus dem Programm „Politische Jugendbildung“ im DVV.

Die Plakatausstellung „Diktatur und Demokratie im Zeitalter der Extreme“ des Münchner Instituts für Zeitgeschichte und der Bundesstiftung zur Aufarbeitung der SED-Diktatur kann für Veranstaltungen der historisch-politischen Jugendbildung einen geeigneten Rahmen bieten. Mit Ihren Projekten können Sie sich auch für den Grundtvig-Award 2014 bewerben. In einem europaweiten Wettbewerb wird die EAEA (European Association for the Education of Adults) gelungene Konzepte der Bildungsarbeit zum Thema 100 Jahre Erster Weltkrieg prämieren.

2. Themen und Ideen

2.1 Alltag und Kriegsfolgen

Indem Fragen nach den Entwicklungen vor Ort und dem Alltag der Menschen gestellt werden, wird die Geschichte des Ersten Weltkrieges „von unten“ greifbar. Der Gegensatz von Kriegspropaganda und Kriegsrealität wird deutlich, wenn man sich damit beschäftigt, welche Folgen der Krieg für unterschiedliche Bevölkerungsgruppen hatte: für Männer und Frauen, für Arme und Reiche, für Junge und Alte.

In Archiven der Lokalzeitung und der Gemeinde können z.B. interessante Quellen gefunden werden – ebenso können aber Fotoalben und Erinnerungsstücke der Familie oder Literatur, Filme, Musik aus und über die Zeit 1914 bis 1918 herangezogen werden.

Kriegseuphorie und Friedensbewegungen, Heimatfront und Kriegsindustrie, Rätebewegungen, Frauenwahlrecht und Dolch-

Endlose Reihen von Kreuzen kennzeichnen die Gräber des französischen Soldatenfriedhofs La Targette (Frankreich)

stoßlegende … Zu zahlreichen Themen lassen sich spannende Projekte vor Ort entwickeln, deren Relevanz weit über die Zeit des Ersten Weltkriegs hinausreicht. Aber auch der Wandel von Werten stellt ein Thema dar, durch das eine direkte Brücke zum Heute geschlagen wird. Welche Rolle hatten Väter und Mütter, Lehrer oder Polizisten 1914 und welche Rolle haben sie heute? Wie haben sich die Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit gewandelt? Welche Erziehungsideale gab es damals und welche gibt es heute? Bedeutet der Wandel, dass die Menschen im Jahr 2014 weniger nach einer „starken Hand“ und staatlichen Autorität verlangen als das 100 Jahre zuvor der Fall war?

2.2 Denkmäler und Erinnerungsorte

„Es gibt nichts auf der Welt, was so unsichtbar wäre wie Denkmäler“, schrieb der Schriftsteller Robert Musil 1932.

In fast jeder Stadt und Gemeinde lassen sich Denkmäler entdecken, mit denen an die Kriege der Vergangenheit erinnert wird. Allein über 100.000 Kriegerdenkmäler soll es in Deutschland geben (für Listen vgl. Abschnitt 5.2). Zumeist jedoch fristen sie heute ein stilles Dasein und erfahren wenig öffentliche Aufmerksamkeit. Für die Bildungsarbeit sind diese Monumente nicht nur als Zeugnisse der Zeit, in der sie erbaut wurden, interessant. Ebenso aufschlussreich sind Denkmalstürze, Umbauten und Erweiterungen sowie die Diskussionen, die sich in späterer Zeit um die Form des Gedenken und Erinnerns gesponnen haben.

Gleichzeitig stellen sich viele weitere Fragen: Auf welchen nationalen und religiösen Sockeln bauten die Monumente auf? Wie wurden die Denkmäler im Zweiten Weltkrieg durch die Nationalsozialisten neu mit Bedeutung beladen? Und wie sieht es heute aus: gibt es Bürgerinitiativen gegen eine bestimmte Form des Erinnerns; gibt es Reaktualisierungsversuche eines Totenkults von Rechts?

Ähnliche Fragen lassen sich auf andere Erinnerungsorte übertragen. Auch die Benennung von Straßen, Einrichtungen und Gebäuden erzählen Geschichten, die viel aussagen über das kollektive Erinnern – und das kollektive Vergessen.

Stets geht es dabei auch um die Fragen: Wer hatte und hat eigentlich das Sagen, wenn es um die Darstellung von Geschichte im öffentlichen Raum geht? Ist es möglich, sich hier einzubringen und eigene Erinnerungszeichen zu setzen? Projekte der Volkshochschulen können hier auch zur Beteiligung anregen: Ergebnisse können symbolische Aktionen im öffentlichen Raum oder ein neues Friedensdenkmal in der Gemeinde sein.

2.3 Wessen Geschichte?

Erinnerung ist stets vielstimmig – dies gilt gerade für eine Einwanderungsgesellschaft wie die Bundesrepublik Deutschland. Migrantinnen und Migranten haben nicht nur ihre eigenen Geschichten mitgebracht, sondern pflegen oftmals auch ganz andere Erinnerungskulturen. Projekte zum Jahrestag 1914 - 2014 bieten eine Gelegenheit, solch unterschiedliche Blickwinkel aufzugreifen. Der Weltkrieg involvierte Menschen auf der ganzen Welt – jedoch finden z.B. die deutsch-osmanische „Waffenbrüderschaft“ oder der Kriegseinsatz von nordafrikanischen Soldaten auf französischer Seite in Verdun nur selten Beachtung im Geschichtsunterricht an deutschen Schulen.

Durch dauerhaften Beschuss geprägte Landschaft nahe Vimy (Frankreich). Am Ende des Kriegs war diese Landschaft völlig unwirtlich.

Gleichzeitig wird mit der Darstellung des Kriegs ein sensibles Thema berührt. Hier ist zu beachten, dass Einwandererinnen und Einwanderer manchmal selbst aus Kriegsgebieten entstammen. Auch können unterschiedliche Geschichtsauffassungen (z.B. Türkei – Armenien) aufeinanderprallen. Nicht zuletzt werden – und sollen (!) – Geschichtsprojekte an den Volkshochschulen eine kritische Reflexion von Patriotismus, Nationalismus und Militarismus anstoßen. Hier sind kontroverse Diskussionen zu erwarten.

Diese Herausforderungen bergen aber auch große Chancen: Der Vergleich unterschiedlicher Erinnerungskulturen kann deutlich machen, wie Nationen sich „erfinden“. Spannend sind auch die Leerstellen, die bewussten Aussparungen, die Tabuisierungen einerseits und die Mythen bzw. die Mythen bildenden Mechanismen andererseits. Die Freundschaft ehemaliger „Erbfeinde“ wie Frankreich und Deutschland im vereinten Europa kann z.B. aktuellen Feind- und Versöhnungskonstellationen weltweit gegenübergestellt werden.

3. Exkursionen zu historischen Orten und Museumsfahrten

Im Rahmen von Bildungsfahrten (auch Bildungsurlauben) können natürlich auch die Schlachtfelder des Ersten Weltkrieges (zum Beispiel Verdun, Ypern etc.) in Nachbarländern und andere Erinnerungsorte (Spurensuche nach den Novemberrevolutionen in Berlin oder München) aufgesucht werden. Vielfach stehen vor Ort Museen mit interessanten Ausstellungen zur Verfügung. Tipp: In Pays de Meaux (bei Paris) hat vor kurzem das neue Musée de la Grande Guerre (www.museedelagrandeguerre.eu/de) eröffnet.

Zusätzlich bieten auch viele verschiedene Museen vor Ort Ausstellungen zum Themenfeld „Erster Weltkrieg“ an. VHS können unter verschiedenen Fragestellungen Ausstellungsbesuche zum Beispiel auch in Kombination mit begleitenden Bildungsveranstaltungen anbieten. Eine (nicht vollständige) Übersicht der Ausstellungen finden Sie unter Abschnitt 5.5.

4. Plakatausstellung

Die Plakatausstellung „Diktatur und Demokratie im Zeitalter der Extreme“ des Münchner Instituts für Zeitgeschichte und der Bundesstiftung zur Aufarbei-

Militärische und zivile Opfer des „Großen Krieges“ aus Arras (Frankreich) wurden auf dem Gemeindefriedhof begraben. Auf den Gräbern stehen Kreuze in der Form von Schwertern, deren Spitzen im Boden stecken.

tung der SED-Diktatur bietet ein ideales Medium für die Auseinandersetzung mit dem Jubiläumsjahr 2014, in dem sich nicht nur der Ausbruch des Ersten Weltkrieges zum 100. Mal jährt. 75 Jahre werden seit dem Beginn des von Deutschland entfesselten 2. Weltkrieges vergangen sein, 25 Jahre seit den friedlichen Revolutionen 1989 und zehn Jahre seit der EU-Osterweiterung.

Die kostengünstige Ausstellung beinhaltet 190 Fotos, die Europas 20. Jahrhundert als dramatische Geschichte zwischen Freiheit und Tyrannei, zwischen Demokratie und Diktatur erzählen. Sie können die Plakate ohne großen Aufwand beispielsweise im Foyer Ihrer Volkshochschule präsentieren. Weitere Informationen zur Ausstellung und zur Bestellung finden Sie unter www.bundesstiftung-aufarbeitung.de/ausstellung2014.

Die Plakatausstallung kann in Ihrer VHS von einem Bildungsprogramm begleitet werden (zum Beispiel auch durch ein Jahresthema oder im Studium generale). Denkbar sind Vorträge, Lesungen, Diskussionsveranstaltungen und Exkursionen aber auch musische oder Angebote der darstellenden Kunst, die verschiedene Themenschwerpunkte der Plakate aufgreifen. Einige VHS haben in der Vergangenheit beispielsweise auch jugendliche Multiplikatorinnen und Multiplikatoren zu „Ausstellungsführern“ ausgebildet, die dann Schulklassen oder andere Jugendgruppen durch die Ausstellung begleitet haben.

5. Materialien und Planungshilfen

5.1 Basisinformationen zum Ersten Weltkrieg

Interaktiv gestaltetes Dossier der Bundeszentrale für politische Bildung
www.bpb.de/geschichte/deutsche-geschichte/ersterweltkrieg

Lebendiges Museum Online des Deutschen Historischen Museums
www.dhm.de/lemo/html/wk1/index.html

Themenportal des Historischen Fachinformationssystems clio-online e.V.
www.erster-weltkrieg.clio-online.de

Blog Historisch Denken mit umfangreicher Linkliste zum Ersten Weltkrieg
http://historischdenken.hypotheses.org/1840

5.2 Hilfen und Anregungen

Hilfreich für die Bildungsarbeit mit Kriegerdenkmälern vor Ort
www.friedenspaedagogik.de/materialien/kriege/kriegerdenkmaeler_als_geschichtsquellen

www.diss-duisburg.de/Internetbibliothek/Buecher/diss--kriegsdenkmaeler-friedenspaedagogik--2012.pdf

Um biografische Spuren verfolgen zu können, eignen sich die Angebote des Volksbunds Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. (zum Beispiel das Aufspüren von Einsatzorten oder einzelnen Kriegsgräbern)
www.volksbund.de/graebersuche.html

Listen lokaler Denkmäler
www.deutsche-ehrenmale.de
www.denkmalprojekt.org

Arbeitshilfen und praktische Tipps für Jugendgeschichtsprojekte in der Einwanderungsgesellschaft
www.meine-deine-unsere-geschichten.de

Krieg in Medien und im Computerspiel
www.bpb.de/gesellschaft/medien/130578/krieg-in-den-medien

Werkstatt bpb zum Thema Erster Weltkrieg
http://werkstatt.bpb.de/2013/10/von-denkmalern-und-kriegsspielen-offene-bildungsmaterialien-zum-thema-erster-weltkrieg

Virtuelle Ausstellung von Jugendlichen aus vier Nationen zum Thema „Spurensuche 1914 im Museum“
www.traces1914.eu

5.3 Quellen zum Ersten Weltkrieg im Netz

Europeana 1914 – 1918: Datenbank mit Objekten und Geschichten aus dem Ersten Weltkrieg aus Privatbeständen
www.europeana1914-1918.de/de
Objektdatenbank Deutschen Historischen Museums
www.dhm.de/datenbank

Tagebücher, Zeitzeugenerinnerungen, Briefe des Deutschen Historischen Museums
www.dhm.de/lemo/forum/kollektives_gedaechtnis/weltkrieg1.html

Postkarten (Universität Osnabrück)
www.bildpostkarten.uni-osnabrueck.de

Feldzeitungen aus dem Ersten Weltkrieg (Universität Heidelberg)
www.ub.uni-heidelberg.de/helios/digi/feldzeitungen.html

Geschichtslehrwerke aus dem Kaiserreich in der digitalen Schulbuchbibliothek des Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung
http://gei-digital.gei.de/viewer/browse/kaiserreichgeschichtsschulbuecher/-/1/-/-/

Plakat-Datenbank der Bibliothek für Zeitgeschichte (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart)
http://avanti.wlb-stuttgart.de/bfz/plakat

Das Ende des Weges. Deutscher Militärfriedhof von Neuville Saint Vaast.

Übersicht digitalisierter Zeitungen aus dem Ersten Weltkrieg (Württembergische Landesbibliothek Stuttgart)
www.wlb-stuttgart.de/sammlungen/bibliothek-fuer-zeitgeschichte/digitalisierte-deutschsprachige-tageszeitungen-des-ersten-weltkrieges/

5.4 Filme zum Ersten Weltkrieg

Die VHS Offenburg plant für 2014 eine Filmreihe zum Ersten Weltkrieg. Die Filmauswahl stellt sie anderen Volkshochschulen dankenswerterweise zur Verfügung:
www.dvv-vhs.de/uploads/media/Kommentierte_und_weit_gefasste_Filmliste_01.pdf

Zum Format Filmreihen/-gespräche an VHS vgl.
www.dvv-vhs.de/uploads/media/Visual_literacy_Eberhardt_01.pdf

Auf dem Portal European Film Gateway findet sich umfangreiches Filmmaterial zum Ersten Weltkrieg aus 26 europäischen Filmarchiven.
http://www.europeanfilmgateway.eu/content/efg1914-project

Tipp: Die Bundeszentrale für politische Bildung plant für 2014 eine Sonderedition mit Propagandafilmen aus dem Ersten Weltkrieg (Erscheinungsdatum voraussichtlich im Mai).

5.5 Lokale Ausstellungen

Zum Jahrestag 1914-2014 sind zahlreiche Ausstellungen geplant, die oftmals noch nicht angekündigt sind. Diese Auflistung ist deshalb unvollständig. Bitte informieren Sie sich auch bei Ihren regionalen Museen.

In Süddeutschland und den angrenzenden Ländern präsentiert das Netzwerk Museen 2014 über 20 Einzelausstellungen im Elsass, in Baden, der Pfalz und der Nordwestschweiz zum Ersten Weltkrieg.
www.dreilaendermuseum.eu/de/Netzwerk-Museen/Partner-2014

Im Rheinland führt der Landschaftsverband ein großes Verbundprojekt mit Ausstellungen unter dem Titel „1914. Mitten in Europa“ durch.
www.lvr.de/de/nav_main/kultur/berdasdezernat_1/1914/ausstellungen/ausstellungen.html

Dauerausstellung Ingolstadt: „Der Erste Weltkrieg“ (Bayerisches Armeemuseum)
www.bayerisches-armeemuseum.de/de/ausstellungen/dauerausstellungen/der-erste-weltkrieg.html

24.09.2013-23.03.2014 Bonn: „1914 - Welt in Farbe. Farbfotografie vor dem Krieg“ (LVR-LandesMuseum)
www.rlmb.lvr.de/ausstellungen/sonderausstellungen/

Vier Kreuze. Deutscher Militärfriedhof in der Nähe von Neuville Saint Vaast.

16.10.2013-30.03.2014 Marbach: „August 1914. Literatur und Krieg“ (Deutsche Literatur Archiv)
www.dla-marbach.de/aktuelles/wechselausstellungen/index.html

08.11.2013-23.02.2014 Bonn: „1914. Die Avantgarden im Kampf“ (Bundeskunsthalle)
www.bundeskunsthalle.de/ausstellungen/1914-die-avantgarden-im-kampf.html

07.02.-26.04.2014 Brüssel: „Ausstellung 14-18, das ist unsere Geschichte“ (Königliches Armeemuseum)
www.expo14-18.be/en

23.02.-29.06.2014 Brühl: „Max Ernst - Kunst und Kultur am Vorabend des Ersten Weltkrieges“ (Max Ernst Museum)
www.maxernstmuseum.lvr.de/fachthema/deutsch/Ausstellungen/1914.htm

30.03.-26.10.2014 Essen: „1914. Mitten in Europa“ (Kokerei Zollverein)
www.ruhr-tourismus.de/staedte-im-ruhrgebiet/essen/ruhr-museum/1914-mitten-in-europa.html

04.04.2014-01.03.2015 Stuttgart: „Fastnacht der Hölle“. Der Erste Weltkrieg und die Sinne (Haus der Geschichte Baden-Württemberg)
www.hdgbw.de/ausstellungen/wechselausstellung/1-weltkrieg

13.05.-15.08.2014 Berlin: „Der Weltkrieg 1914 – 1918. Ereignis und Erinnerung“ (Deutsches Historisches Museum)
www.dhm.de/ausstellungen/der-erste-weltkrieg/

01.08.-09.11.2014 Weimar: „Krieg der Geister. Weimar als Symbolort der deutschen Kultur vor und während des Ersten Weltkriegs“ (Neues Museum Weimar)
www.klassik-stiftung.de/index.php?id=1299

6. Europaweite Aktivitäten und Grundtvig-Award 2014

Der Europäische Erwachsenenbildungsverband (EAEA) stellt das Gedenkjahr 2014 ebenfalls in den Mittelpunkt seiner Überlegungen. Neue Erkenntnisse aus der historisch-politischen Bildung sollen gewonnen und in Europa bekannt gemacht werden. Hierzu plant die EAEA den Grundtvig-Award 2014 zu nutzen. Ausgehend vom Jahrestag 1914-2014 sollen Projekte und Veranstaltungen in Erwachsenenbildungseinrichtungen ausgezeichnet werden, die Menschen anregen, vor dem Hintergrund des 1. Weltkriegs über Nationalismus, Chauvinismus und europäische Werte nachzudenken. Themen des Wettbewerbs sollen deshalb sein:

- Alltagsleben in den Städten und Gemeinden während des 1. Weltkriegs. Wie entstand die Kriegsbegeisterung? Wie lebten verschiedene soziale Gruppen in dieser Zeit (Arbeiter/innen, Frauen etc.)? Welche Formen des Widerstands und der Friedensbewegung gab es? Wie wirkten sich Not und Hunger auf die Zivilbevölkerung aus? (vgl. Ideen in Abschnitt 2.1)
- Erinnerungskultur zum 1. Weltkrieg. Welche Gedenkstätten gibt es in den Städten? Wie wurden diese in späteren Jahren rezipiert? Welche Erinnerungen gibt es in Familien, verschiedenen Communities und Organisationen? (vgl. Ideen in Abschnitt 2.2)
- Unterschiedliche Blickwinkel. Wie erinnern sich Menschen aus anderen Ländern an diese Zeit? Was wird in ihren Familien an Erinnerung weitergegeben (zum Beispiel: Afrikaner/innen, die für verschiedene europäische Länder am Krieg beteiligt waren; deutsch-osmanische „Waffenbrüderschaft“ und Gründung der Türkei; der armenische Holocaust)? (vgl. Ideen in Abschnitt 2.3)
- Alle Projekte sollen sich mit der Verbindung zwischen Vergangenheit und Gegenwart auseinandersetzen. Welche Erfahrungen und Handlungen für die Gegenwart erwachsen aus der Beschäftigung mit der Vergangenheit?

Die Verleihung des Grundtvig-Awards soll voraussichtlich Ende des Jahres 2014 in Sarajevo im Rahmen einer Konferenz zur historisch-politischen Bildung in Europa stattfinden.

Autoren

Anna Grüner, Lisa Freigang und Sascha Rex sind ProjektreferentInnen beim Deutschen Volkshochschulverband mit Sitz in Bonn

„Speaking to One Another“

Ein Projekt zur Förderung der Erwachsenenbildung als Beitrag zur türkisch-armenischen Aussöhnung

Nazaret Nazaretyan, Matthias Klingenberg

Zielgruppen des Projektes waren Jugendliche aus Armenien und der Türkei, Experten und Expertinnen, Kolleginnen und Kollegen von anderen Nichtregierungsoganisationen, Projektmitarbeiter aus der Türkei, Armenien und Deutschland, Besucher von Ausstellungen, Leser der Publikationen, Zeitzeugen (Menschen, deren Geschichten in den Publikationen und Ausstellungen verwendet wurden), alle, die den Projektfilm „Beginnings“ gesehen hatten, breite Bevölkerungsschichten, Auslandstürken und armenische Diaspora.

Während des Projekts wurden folgende Methoden und Instrumente genutzt:

- Diskussionen
- Studienreisen
- Weiterbildung von Multiplikatoren
- Weiterbildung von Studenten, zu Themen wie Oral History, Projekt-Design und Implementierung von Projekten, Lokale Geschichte
- Publikation von Zeitzeugengeschichten

Die Armee im Schatten in La Targette (Frankreich)

- Von Studenten konzipierte und implementierte Vorhaben (Projekte)
- Wissenschaftliche Konferenz zur Theorie und Praxis der türkisch-armenischen Versöhnung
- Besuche von Gedenkstätten in Deutschland und Armenien
- Arbeit zur lokalen Geschichte mit verschiedenen Ansätzen (Fotografieren, Performance...)

Zu den Etappen der Arbeit

Bevor wir mit der Implementierung des Projekts begannen, organisierten wir im Oktober 2008 einen Workshop mit je vier Experten und Vertretern von Nicht-Regierungsorganisationen aus beiden Ländern. Für uns war wichtig, die Situation besser zu verstehen und Ideen für die Projektarbeit zu sammeln. Die Gruppe erarbeitete eine breite Palette von Projektideen, angefangen von Studien zu Vorurteilen, die beide Länder prägen, bis hin zu einem gemeinsamen Geschichtsbuch. Für uns war es natürlich wichtig, Ideen zu identifizieren, die für die Erwachsenen- und Jugendbildung zu verwenden waren. So entstanden zwei Projektideen, die Elemente von Erwachsenenbildung, Versöhnung, friedlicher Konfliktbewältigung, Geschichtsarbeit, Stärkung der Zivilgesellschaft, aktive Bürgerschaft und Demokratisierung beinhalteten.

Nach dem Workshop wurden die Ideen in einen Antrag auf Förderung durch das Auswärtige Amt (AA) mit zwei Hauptkomponenten verwandelt.
Phase I: 1. Sommerlager für junge Erwachsene und Jugendliche aus Armenien und der Türkei.
2. „Zusammen Erinnern: Augenblicke gemeinsamer Geschichtswahrnehmung bei Türken und Armeniern“ (Oral History-Komponente). Diese beiden Vorhaben waren miteinander verbunden. Das Sommerlager diente dazu die Jugendlichen auf die zweite Komponente, die Zeitzeugenarbeit, vorzubereiten. Es fand im Oktober 2009 in der kleinen Stadt Dilijan im Norden Armeniens statt. Das Programm, das unter dem Motto „Was ist eigentlich Oral History?“ stand, beinhaltete u.a. folgende Programmschwerpunkte:

- Geschichte in Geschichtsbüchern, diskutiert an Beispielen vom Balkan und aus dem Südkaukasus.
- Theorien der Oral History (Zeitzeugenarbeit).
- Praktische Übungen zur Oral History. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer führten unter Anleitung selbst Interviews mit Zeitzeugen in Dilijan und Umgebung durch.

Neben den Workshops wurden auch weitere Maßnahmen zur Bildung von Vertrauen zwischen den Teilnehmern organisiert. Das Timing des Sommerlagers war perfekt, da in derselben Zeit die Verhandlungen zwischen den Regierungen der Türkei und Armeniens stattfanden und zwei Protokolle zur Aufnahme und Entwicklung diplomatischer Beziehungen ratifiziert wurden. Nach dem Sommerlager fingen die Expert/-innen zusammen mit den Studenten an, die zweite Oral History-Komponente des Projektes zu implementieren. Es wurden in beiden Ländern die Gesprächspartner ausgewählt und Interviews durchgeführt. Die Ergebnisse wurden in dem Buch “Speaking to One Another: Personal Memories of the Past in Armenia and Turkey”[1] publiziert. Es präsentiert die Geschichten von einfachen Leuten aus Armenien und der Türkei. Es enthält einen türkischen und einen armenischen Teil. Der Versuch, ein gemeinsames Buch zusammenzustellen, scheiterte diesmal noch, das Buch besteht daher aus einem türkischen und einem armenischen Teil.

Phase II: Learning to listen. Die Phase II bestand ebenfalls aus zwei Komponenten: Oral History- und Kultur-Komponente. Im Rahmen der Oral History Komponente stand Folgendes an:

- Sommerlager.
- Durchführung innovativer Kleinprojekte durch die Studierenden.
- Studienreise nach Deutschland.
- Internationales Fachgespräch: „Prospects for Reconciliation: Theory and Practice” (Perspektiven für Versöhnung: Theorie und Praxis).

Das zweite Sommerlager fand in der Stadt Antakya statt. In Phase I hatten wir festgestellt, dass die Studenten eine intensivere Rolle spielen wollten und konnten, deswegen konzentrierten wir uns auf das Thema Projektplanung und -implementierung. Die Teilnehmer lernten, selbständig Projektideen zu entwickeln, Projekte zu planen, Anträge zu schreiben und zu implementieren. Am Ende des Sommerlagers entwickelten drei Gruppen von Studenten drei verschiedene Projektideen. Es gab eine armenische Gruppe, eine türkische und eine gemischte. Nach dem Sommerlager setzten alle drei Gruppen ihre Projektideen um, zwei Filme mit den Namen “Nor&Eski” und “Let’s Talk, I’m Your Neighbor”[2] sowie eine Publikation mit dem Namen „Armenian Voices of Istanbul“ (www.speakingtooneanother.org/assets/uploaded/Armenian_Voices_of_Istanbul_Eng.pdf-2011.07.13.pdf) wurden auf dem Abschlussworkshop vorgestellt.

Oft im Laufe des Projekts, auch jetzt immer noch, werden wir gefragt, warum die Deutschen ein solches Projekt machen, warum das Auswärtige Amt das Projekt finanziert. Neben den politischen Gründen, die das AA bewogen haben mögen, dieses Vorhaben zu unterstützen, war es für uns vor allem

1 www.speakingtooneanother.org/assets/uploaded/Speaking_to_One_Another.pdf-2010.12.13.pdf

2 www.speakingtooneanother.org/index.php?page=7&id=45 bzw. id=44

„Tyne Cot“ in der Nähe von Passendale (Belgien) ist der größte Friedhof der Welt für Soldaten aus Ländern des Commonwealth – ein trauriger Rekord

wichtig, die deutschen Erfahrungen mit der Aufarbeitung der Geschichte zu nutzen. Auf dem Programm der Studienreise standen daher verschiedene Gedächtnisorte in Berlin und Umgebung, die interessante Beispiele der Geschichtsaufarbeitung bieten. Besucht wurden u.a. das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg, das Jüdische Museum Berlin, die Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas und Orte des Erinnerns im Bayerischen Viertel in Berlin.

Darüber hinaus gab es interessante Treffen und Diskussionen mit deutschen Parlamentariern und hochrangigen Vertretern des Auswärtigen Amtes. Ein Beispiel der Versöhnungsarbeit mit Jugendlichen stellte das Deutsch-Französische Jugendwerk vor. Der interessanteste Teil des Programms war der Besuch des politischen Archivs des Auswärtigen Amtes, wo Dokumente zu verschiedenen historischen Ereignissen, u.a. zum armenischen Völkermord, lagern. Begleitend zur Studienreise fanden verschiedene Reflexionsrunden statt, währenddessen konnten die Teilnehmer sich über ihre Erlebnisse und Meinungen austauschen.

Eine weitere Veranstaltung war das internationale Fachgespräch „Perspektiven für die Versöhnung: Theorie und Praxis“. Ziel des internationalen Fachgespräches war es, Wissenschaftler und Praktiker zusammen zu bringen, um die Erfahrungen von verschiedenen Projekten und Bürgerinitiativen in der Türkei und Armenien zu präsentieren und die aktuellen theoretischen Herausforderungen der Versöhnung zu diskutieren. Eine Publikation „Prospects for Reconciliation: Theory and Practice – Proceedings of the International Workshop“ (www.speakingtooneanother.org/assets/uploaded/ProspectsforRecon.EN.pdf-2011.07.13.pdf) fasst die Ergebnisse zusammen.

Die Kulturkomponente der zweiten Phase bestand aus einer Wanderausstellung, die aus Dokumentationen und Interviews kreiert wurde. Zwei Kuratoren entwickeltem das Konzept der Ausstellung in Zusammenarbeit mit dem ganzen Team und vor allem mit den zwei Expertinnen. Die Ausstellungen wurden in sieben Orten in Armenien und Türkei der breiten Öffentlichkeit vorgestellt.

Phase III: Speaking to one another. Die Titel der Projektphasen spiegeln auch die Projektentwicklung wieder. Das Projekt hatte sich mittlerweile von Learning to listen zu Speaking to one Another weiterentwickelt. Auch die dritte Projektphase hatte zwei Komponenten, Komponente I: Geschichte an authentischen Orten und Komponente II: Wanderausstellung „Spea-

king to One Another". Die Idee zur ersten Komponente stammte aus den 70er Jahren und geht auf den Schweden Sven Lindqvist mit seiner Prämisse „Dig where you stand" („Grabe, wo du stehst") zurück. Die Idee ist es, die Geschichte eines begrenzten Raumes, eines Stadtteils, einer Straße, eines Lebensortes zu analysieren. In Deutschland entstanden diesem Anspruch folgend zahlreiche Geschichtswerkstätten, die in erster Linie versuchten, die lokale Vergangenheit im urbanen Raum aufzuarbeiten; hier ging es zumeist um die Aufarbeitung der Zeit zwischen 1933 bis 45.

Diese Idee nutzten wir im Projekt für den türkisch-armenischen Kontext, und zwar an zwei für den Konflikt geschichtsträchtigen Orten, der Stadt Mush in der Türkei, als Ausgangspunkt der Vertreibung der armenischen Mitbürger, und der Stadt Gyumri und umliegenden Siedlungen als neuer Heimat dieser Vertriebenen. Zu der Projektentwicklung gehörte auch eine intensive Einbeziehung von Jugendlichen. In der ersten Phase unterstützten die Studenten die Expertinnen bei der Durchführung von Interviews. In der Phase „Learning to Listen" entwickelten sie schon eigene Projektideen und implementierten sie in Form von Kleinprojekten. In der dritten Phase übernahmen die Studentinnen und Studenten die wichtigsten Aufgaben selbst. Um der Herausforderung, eine anspruchsvolle Arbeit zu leisten und am Ende ein hochqualitatives Produkt zu produzieren, gerecht zu werden und außerdem mit dem konfliktreichen Thema angemessen umzugehen, war eine intensive Betreuung der teilnehmenden Student/-innen notwendig. Hierzu führten wir das „Instrument" der Tutoren ein, die als Betreuer der Studierendengruppen fungierten. Um die Tutoren auf die anspruchsvolle Tätigkeit vorzubereiten, wurde ein spezielles Mediationstraining für sie in Berlin durchgeführt.

Für die Durchführung der Geschichtswerkstätten wurden die Städte Mush in der Türkei und Gyumri in Armenien ausgewählt. Beide Geschichtswerkstätten wurden von einem Team von Dokumentarfilmern „verfolgt", die eine Dokumentation über das Projekt mit dem Titel „Beginnings" („Anfänge") produzierten. Die Dokumentation nahm schon an vielen Filmfestivals, u.a. in Kanada, Deutschland, Frankreich, Iran, teil und ist ein international wahrgenommener Erfolg geworden.

Als Ergebnis der Geschichtswerkstätten ist das Buch „Moush, sweet Moush: Mapping Memories from Armenia and Turkey" (Mush, Süßes Mush: Eine Landkarte der Erinnerungen aus Armenien und der Türkei)[3] entstanden.

Zur Komponente Wanderausstellung: Um die Vertreter der Diaspora in den Dialogprozess einzubeziehen, wurden die Ausstellungen, die zuvor schon in der Türkei und in Armenien gezeigt worden waren, auch in den Ländern, wo größere türkische und armenische Gemeinden existieren, angeboten. Fünf Orte wurden ausgewählt: Tiflis, Batumi (beide Georgien), Nikosia (Zypern), Berlin und Paris. Das Konzept der Ausstellung wurde für das ausländische Publikum entsprechend angepasst. Außer Zeitzeugengeschichten wurden hier auch die Ergebnisse der ersten beiden Projektphasen in das Ausstellungskonzept integriert. In den Ausstellungen waren die Besucher aufgefordert die folgenden drei Fragen zu beantworten:

- Welche Bedeutung hat Erinnerung für eine Gesellschaft?
- Wer „macht" eigentlich Geschichte?
- Ist Versöhnung möglich?

Die Antworten sind in einem Ausstellungskatalog (http://dvv-international.de/files/stoa_book_q+a_pdf.pdf), der die drei Fragen zum Titel hat, zu finden.

Autoren

Das Projekt wurde vom Institut für Internationale Zusammenarbeit des Deutschen Volkshochschul-Verbandes (dvv international) durchgeführt, finanziert von Auswärtigen Amt. Alle im Artikel erwähnten Publikationen können kostenlos über dvv international Bonn bezogen werden. Bitte senden Sie Ihre Anfrage an nazaretyan@dvv-international.de. Weitere Informationen unter: www.speakingtooneanother.org.

Das Projekt haben Matthias Klingenberg und Nazaret Nazaretyan initiiert. Beide sind Mitarbeiter des Instituts für Internationale Zusammenarbeit des Deutschen Volkshochschul-Verbandes (dvv international).

Nazaret Nazaretyan ist Referent für Funding und für die Region Zentralasien.

Matthias Klingenberg ist Leiter des Regionalbüros für den Südkaukasus und für die Türkei.

3 http://dvv-international.de/files/moush__sweet_moush_web.pdf

Projekte im Kontext internationaler Jugendarbeit

Sebastian Welter

Der Austausch im Workshop zu möglichen Kooperationsvorhaben im Bereich der internationalen politischen Jugendbildung zum Themenkomplex des Ersten Weltkrieges orientierte sich an folgenden Leitfragen:

a. Aus welcher Perspektive und mit welcher Zielsetzung soll die historisch-politische Vermittlung des Ersten Weltkrieges erfolgen?
b. Wie lassen sich unterschiedliche Geschichtsbilder und Erinnerungskulturen in internationalen Kooperationsprojekten zusammenführen und für die Jugendbildung fruchtbar machen?
c. Welche thematischen Bezüge zu aktuellen europäischen gesellschafts-politischen Fragen können hergestellt werden?
d. Welche methodisch-didaktischen Formate werden angewandt, um Jugendliche zu gemeinsamer Reflexion und selbständiger Erarbeitung von Ergebnissen anzuregen?

Bäume auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Lens-Sallaumines (Frankreich) drücken die existentiellen Ängste der Soldaten auf den Schlachtfeldern aus

Von einer ‚Kultur des Vergessen' zu einer europäischen Erinnerung

Den Ausgangspunkt der engagiert geführten Diskussion bildete die Feststellung, dass die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in Deutschland bislang im Schatten des Zweiten Weltkrieges stehe, der als die noch größere Katastrophe des 20. Jahrhunderts gelte und aus deren Überwindung die politische Bildung in Deutschland bisher überwiegend ihre Legitimation ableite. Gedenkorte und Daten rund um die Zeit zwischen 1914 bis 1918 seien hingegen vielfach vergessen. Dementsprechend bestehe derzeit noch keine entwickelte Erinnerungskultur, auf der eine international ausgerichtete Bildungsarbeit aufsetzen könne.

Da aber in vielen europäischen Staaten, insbesondere in Frankreich, Belgien und Großbritannien des „Großen Krieges" intensiv gedacht werde, bestehe für Akteure der politischen Bildung in Deutschland eine Herausforderung darin, sich mit unterschiedlichen Sichtweisen auf die Ursachen und Folgen des Ersten Weltkrieges auseinanderzusetzen und diese bei der Planung von Projektvorhaben mit internationalen Partnern zu berücksichtigen. Man könne sich beispielsweise im deutschen Fachdiskurs auf die These verständigen, der Ausbruch des Ersten Weltkrieges sei nicht allein der aggressiven Politik des Kaiserreiches zuzuschreiben gewesen, müsse aber im internationalen Kontext damit rechnen, dass diese Position nicht von allen Projektpartnern geteilt werde. Weil das Ende des Ersten Weltkrieges wiederum die Unabhängigkeit insbesondere für viele osteuropäische Staaten gebracht habe, könne nicht davon ausgegangen werden, dass die Folgen des Krieges dort ausschließlich negativ aufgefasst würden.

Internationale Perspektiven in der politischen Bildung

Trotz des derzeitigen Fokus auf das Epochenjahr 1914 sei es daher für internationale Kooperationen wichtig, sie langfristig anzulegen, um sich mit den Partnern im Prozess auf ein Geschichtsverständnis einigen und das Fundament für eine Bildungsarbeit legen zu können, die gemeinsamen Bildungs- und Lernzielen folge. Daher stelle es für internationale Kooperationsprojekte eine wichtige Voraussetzung dar, geeignete Projektpartner zu finden.

Doch nicht nur Begegnungsprojekte wurden als Ansatz internationaler Bildungsarbeit aufgefasst. Zunächst gelte es, die internationale Perspektive auch in die politische Jugendbildung zum Ersten Weltkrieg auf nationaler Ebene aufzunehmen. Dies könne beispielsweise auch bei Besuchen lokaler Gedenkorte geschehen, in dem insbesondere auch die Schicksale von Kriegsopfern unter den ehemaligen Kriegsgegnern thematisiert werden. Auch die Befragung von in Deutschland lebenden Bevölkerungsgruppen mit Migrationshintergrund nach Familienerinnerungen und Überlieferungen aus der Zeit des Ersten Weltkrieges könnten dazu beitragen, eine rein national fokussierte Sicht und Erinnerungskultur auf diese Zeit aufzubrechen und zur Reflexion von Geschichtsbildern anregen. Darauf aufbauend könnten dann Exkursionen zu den bestehenden Gedenkorten und Museen im Ausland folgen. Insbesondere in Nordfrankreich und Belgien, den Orten der großen Schlachten des verheerenden Stellungskrieges gebe es bereits sehr gut strukturierte Angebote. Im Osten Europas, wo es in diesem Ausmaß keinen Stellungskrieg gegeben habe, sei es wiederum schwieriger, Spuren des Ersten Weltkrieges zu verfolgen.

Engagement für eine europäische Identität

Wie in Deutschland bestehen auch im Ausland bereits Ansätze zur Nutzung der sozialen Medien (Educaching) für die historisch-politische Bildungsarbeit. Daneben existieren Datenbanken mit biografischen Angaben zu Opfern des Krieges aus allen beteiligten Staaten. Reichhaltiges Material für die Bildungsarbeit enthalten ebenso editierte Feldpostbriefe, Tagebücher und Fotosammlungen. Eine Herausforderung bestehe jedoch darin, dass viele dieser Quellen bisher nicht übersetzt und didaktisiert vorliegen, so dass sie nicht ohne weiteres für die historisch-politische Bildungsarbeit mit jugendlichen Zielgruppen in internationalen Zusammenhängen eingesetzt werden können.

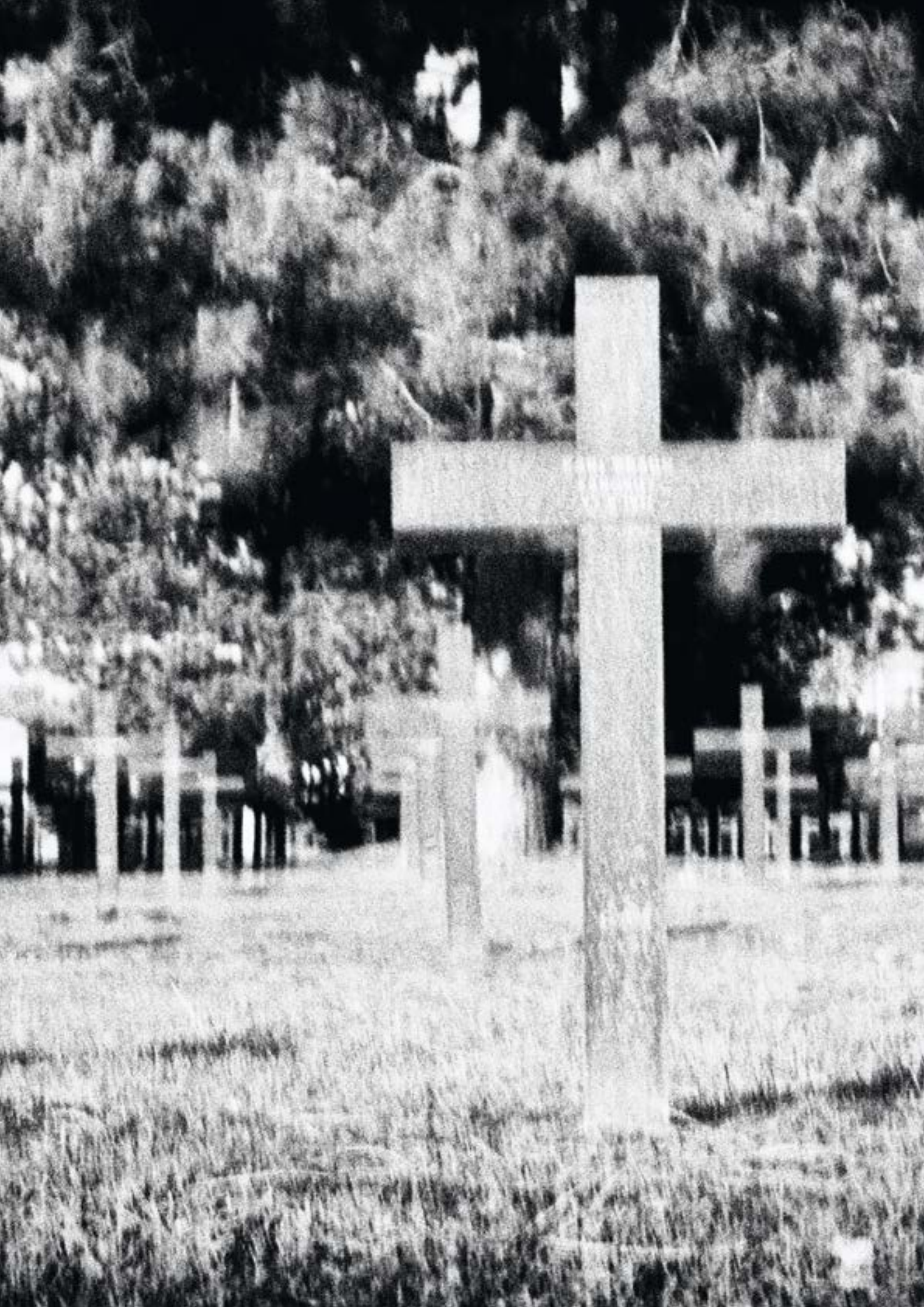
Als eine weitere Herausforderung wurde die Motivation von Jugendlichen genannt, sich mit diesen 100 Jahre zurückliegenden Ereignissen in gemeinsamen Bildungsprojekten zu befassen. Allerdings ergab die Diskussion, dass es bereits vielseitig erprobte Ansätze der internationalen Jugendarbeit gibt, die auch im Themenfeld Erster Weltkrieg Anwendung finden könnten. So könnten Jugendliche sich gemeinsam auf Spurensuche an historischen Orten begeben, Biografien von Kriegsteilnehmerinnen und -teilnehmern aus den verschiedenen Ländern nachzeichnen, Projektarbeiten zu Ereignissen oder thematischen Aspekten erstellen und ihre Eindrücke und Erfahrungen in gemeinsam gestalteten Theaterstücken, Videos oder Ausstellungen widergeben. Wichtig sei es, komplexe Sachverhalte durch biografische Bezüge erfahrbar zu machen und durch den Bezug auf das Handeln und Denken von Einzelpersonen im historischen Kontext die Wirkung überlieferter Geschichtsbilder in Frage zu stellen. Die Bildungsarbeit sollte dabei so konzipiert werden, dass sie Bezugspunkte zur Lebenswirklichkeit von Jugendlichen aufweist.

Die Teilnehmenden stimmten in diesem Zusammenhang darin überein, dass auch in internationalen Projekten die Befassung mit den Ereignissen des Ersten Weltkrieges nicht allein im Gedenken an die Opfer verharren dürfe, sondern Bezüge zu aktuellen europäischen Themen herstellen müsse. Übergeordnetes Ziel müsse die Herausbildung einer europäischen Erinnerungskultur sein, um Beiträge zur europäischen Identitätsbildung zu leisten. Es gehe dabei nicht darum, die Frage der Kriegsschuld oder die Leiden der Opfer zu relativieren, sondern zu verdeutlichen, wie wichtig das Projekt eines geeinten Europas sei, auch wenn dieses Ziel angesichts der gegenwärtigen Wirtschafts- und Finanzkrise aktuell selbst von europäischen Regierungschefs in Frage gestellt werde.

Schlichte graue Kreuze markieren die Gräber deutscher Soldaten, die in der Schlacht nahe Halluin (Frankreich) getötet wurden

Autor

Sebastian Welter ist Päd. Mitarbeiter beim Bundesarbeitskreis ARBEIT UND LEBEN, Wuppertal



Spurensuche und Recherche im lokalen Umfeld

Gedenksteine zum Ersten Weltkrieg als Gegenstand politischer Bildung

Boris Brokmeier, Friedrun Erben

Können Denkmäler des Ersten Weltkrieges als Lernorte fungieren? Wie kann eine kritische Auseinandersetzung mit den Formen, Symbolen und Inschriften der Denkmäler gelingen? Wie lassen sich die Zeichen der Erinnerungskultur am besten in einen historischen Kontext stellen?

Im Workshop „Spurensuche und Recherche im lokalen Umfeld“ wurden gemeinsam mit den Teilnehmenden erste Ideen und Anregungen für einen zeitgemäßen Umgang mit den Denkmälern in der politischen Bildung entwickelt. Ziel war es, Interesse an dieser Form der Erinnerungsarbeit und der Auseinandersetzung mit der Zeit des Ersten Weltkrieges zu wecken.

Als Einstieg wurden Bilder von verschiedenen Gedenksteinen zum Ersten Weltkrieg in Deutschland gezeigt: Gedenktafeln in Kirchen, Gedenksteine auf Friedhöfen oder öffentlichen Plätzen. Welche Informationen kann man aus diesen Bildern ziehen? Die Teilnehmenden wurden gebeten, alle Informationen und Assoziationen zu notieren, die im Folgenden dann vier Kategorien zugeordnet wurden: Form und Art des Mahnmals, Inschriften/Symbole, Standorte, Zustand.

Die langen Schatten der Vergangenheit auf dem britischen Militärfriedhof in Zantvoorde

Das Ergebnis war eine Fülle an auffälligen, aber auch versteckten Aspekten, die beim genaueren Betrachten der Bilder zu Tage traten. Im Folgenden ein paar Beispiele:

Form und Art des Mahnmals	Symbole	Standorte	Zustand
Gedenken an beide Weltkriege	Tatzenkreuz	Friedhof, Kirchhof	Gepflegt, Blumen
Opfertafel	Kreuz, Leuchter	Abseits	Verwahrlost
Soldaten ziehen in den Krieg	Gefallener (Verletzter), der gesegnet wird	Zentraler Platz	Bänke
Antike Vorbilder	Schwert	Ohne Hintergrundinformationen können die Standorte nicht ausreichend beschrieben werden. Hier bedarf es einer weiteren Recherche.	Z. T. zerstört
Männer und Frauen	Kreuz, wie ein Schwert gestaltet		Auch diese Informationen sind – basierend auf einem Foto – nicht ohne weiteres offensichtlich.
Künstlerische Darstellung	Soldaten, die in den Krieg ziehen		
Ehrenschrein	Eichenlaub		

Inschriften

Besonders aussagekräftig und auffällig sind die Inschriften, die viel über den „Geist“ des Denkmals aussagen. Hinweise auf den Umgang in heutiger Zeit geben z. B. Ergänzungstafeln, die in jüngerer Zeit angebracht wurden.

Im Folgenden einige Beispiele von Inschriften:

- „Den im Kampf gegen eine Welt von Feinden gefallenen Helden zum ewigen Angedenken“
- „Mit uns leben, die für uns starben“
- „Fielen im Kampf um den deutschen Heimatboden“
- „Des deutschen Volkes Ehre“
- „Gedenken unseren Gefallenen“
- „Opfer von Krieg und Gewalt“
- „Unseren Gefallenen, Verstorbenen und Vermissten der beiden Weltkriege zum Gedenken“
- „Zum Gedenken an die Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft“ (Zusatztafel)

Ein Beispiel für den Versuch eines angemessenen Umgangs mit den Denkmälern, die zum Teil zentrale Plätze mitbestimmen, zeigt die Diskussion über ein während der Zeit des Nationalsozialismus errichtetes monumentales Ensemble in Düsseldorf, dessen Vorplatz in den 30er und 40er Jahren auch für Aufmärsche genutzt wurden. Nach vielen Diskussionen wurde entschieden, das Denkmal nicht abzureißen, sondern eine erklärende Tafel anzubringen. Auf ihr steht:

„Dieses Denkmal für das 39er Füsilierregiment wurde im Juli 1939 kurz vor dem Einmarsch der deutschen Truppen in Polen eingeweiht. Es zeigt die Verherrlichung des Krieges durch die Nationalsozialisten: Bewaffnete Soldaten steigen aus der Gruft und ziehen in Reih und Glied mit ungebrochenem Kampfwillen in den Krieg. In der Heroisierung der Gefolgschaft wird die mit jedem Krieg verbundene Erfahrung des Leids und des Todes unterschlagen. Mit der Inschrift »Für des deutschen Volkes Ehre und Freiheit« und mit den später eingemeißelten Namen eroberter Städte in Ost und West ist es Ausdruck der aggressiven Kriegspolitik der Nationalsozialisten. Nach Ende des nationalsozialistischen Regimes sollte es zunächst wie alle Kriegsdenkmäler abgerissen werden, blieb dann aber mit der Begründung, es sei den gefallenen Soldaten gewidmet, stehen.“

Erarbeitung von Leitfragen

In Auseinandersetzung mit einem aussagekräftigen Beispiel eines Denkmals wurden Fragen zusammengetragen, die sich aus der Betrachtung des Fotos ergaben:

- Welche Zusammenhänge werden deutlich?
- Was sagt das Denkmal über die damalige Zeit?
- Wie ist die Entstehungsgeschichte?
- Was sind die Schicksale der Genannten?
- Lassen sich die dazugehörigen Gräber finden?
- Wie gehen wir heute mit Gefallenen um?
- Wurden nach dem Ersten Weltkrieg Veränderungen vorgenommen? (z. B. in der Zeit des Nationalsozialismus)
- Welche Bedeutung hat das Denkmal heute?
- Woran will es uns heute erinnern?

- Was würden wir heute anders machen?
- Wer nutzt das Denkmal heute für welche Zwecke? Wer nimmt das Denkmal wahr und beschäftigt sich damit?
- Welche Bedeutung hat das Denkmal für Jugendliche? Für Migranten/-innen?
- Mit welchen Gefühlen sind die Denkmäler heute besetzt?

Ideen für methodische Ansätze

Vor dem Hintergrund dieser Fragen wurden gesammelt:

- Denkmalrallye
- Geocaching-Rundgang
- Sammeln von Informationen über Art, Symbolen, Inschriften, Standort
- Welche verschiedenen Denkmäler gibt es?
- Fotodokumentation
- Dokumentation der Rechercheergebnisse auf einem Blog
- Informationsquellen suchen
- Archivarbeit
- Lokale Bezüge herstellen
- Biografien erforschen
- Veranstaltungen zu Gedenktagen (Volkstrauertag) beobachten; Gibt es Ansätze für eine eigene Beteiligung?
- Kritische Reflexion: Was ist ein Held? Wie ist früher damit umgegangen worden?
- Ort des Todes einzelner Gefangener – Kriegsgeschichte: Bezug zum Ort zurückverfolgen
- Arbeit mit alten Fotos
- Recherche in der eigenen Familie

"Friede, vollkommener Friede", lautet die Inschrift auf dem Grabstein des Soldaten A. Jones auf dem „Toronto Avenue" Friedhof in der Nähe von Ploegsteert (Belgien). Für ein paar Pennies pro Buchstabe durften die Familien kurze Grabinschriften verfassen.

Informationsquellen können sein:

- Gräbersuche online (www.volksbund.de)
- Stadtarchive
- Kirchenbücher
- Unterlagen von Kriegervereinen (www.dhm.de)
- Alte Zeitungen
- Angehörige, Familien

Ein weiterer Schritt könnte sein, zu überlegen, mit welchem Denkmal wir heute des Ersten Weltkrieges gedenken würden. Hätte es eine andere Form? Eine andere Inschrift? Würde es an einem anderen Ort stehen, z. B. auf dem Parkplatz vor dem Supermarkt? Wäre es eher eine Gedenktafel im angesagten Club oder doch lieber im Vorraum einer Kirche? Oder ist diese Form des Gedenkens nicht mehr zeitgemäß?

Autoren

Boris Brokmeier ist Referent für Jugend- und Fortbildung und Dr. Friedrun Erben ist Referentin für Kommunikation und Medien beim Arbeitskreis deutscher Bildungsstätten e. V., Berlin

AUSTRALIAN IMPERIAL FORCES
1295 PRIVATE
A. JONES
36TH BN. AUSTRALIAN INF.
10TH JUNE 1917 AGE 20
PEACE PERFECT PEACE

Impressum

Herausgeber:

GEMINI – Gemeinsame Initiative der bundeszentralen Träger politischer Jugendbildung im Bundesausschuss Politische Bildung (bap)

Koordination:

Klaus Waldmann, Evangelische Trägergruppe für gesellschaftspolitische Jugendbildung

Bezugsadresse:

Evangelische Trägergruppe für gesellschaftspolitische Jugendbildung
Auguststraße 80
10117 Berlin
office@politische-jugendbildung-et.de

Layout:

Claudia Medrow

Satz und Herstellung:

werbeproduktion bucher

Bildnachweise:

Tagungsaufnahmen der Autoren auf den Seiten 20, 43 und 57, sowie die Fotos der Denkmäler in Brandenburg und Mauloff auf den Seiten 91 und 92
© Dr. Friedrun Erben, Referentin für Kommunikation und Medien beim Arbeitskreis deutscher Bildungsstätten e. V. in Berlin.

Die in diese Tagungsdokumentation aufgenommenen Bilder der niederländischen Fotografin Susanne Stoop stammen aus ihrer Fotoserie „Fields of Honour“. Susanne Stoop hat im Jahr 2011 Gedenkstätten und ehemalige Schlachtfelder des 1. Weltkriegs besucht und eine eindrucksvolle Sammlung von Bildern zusammengestellt. Besten Dank an Susanne Stoop, dass sie uns Bilder aus dieser Serie zur Illustration dieser Tagungsdokumentation zur Verfügung gestellt hat.

Die Broschüre wurde gefördert vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend

Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Die GEMINI

Die GEMINI ist die Gemeinsame Initiative der bundeszentralen Träger politischer Jugendbildung.

Die Träger sind gemeinsam mit anderen Trägern politischer Bildung zusammengeschlossen im Bundesausschuss politische Bildung (bap) www.bap-politischebildung.de

Der Zusammenschluss garantiert eine gemeinsame Plattform für den fachlichen Austausch, Qualitätssicherung und -Entwicklung sowie Interessensvertretung.

Mitglieder der GEMINI

Bundesarbeitskreis ARBEIT UND LEBEN e. V. (AL)
www.arbeitundleben.de

Arbeitsgemeinschaft katholisch-sozialer Bildungswerke in der Bundesrepublik Deutschland e. V. (AKSB)
www.aksb.de

Arbeitskreis deutscher Bildungsstätten e. V. (AdB)
www.adb.de

Deutscher Volkshochschul-Verband e. V. (DVV)
www.politischejugendbildung.de

Evangelische Trägergruppe für gesellschaftspolitische Jugendbildung
www.politische-jugendbildung-et.de

Verband Ländlicher Heimvolkshochschulen Deutschlands e. V. – Lernen im Grünen
www.verband-hvhs.de

Wer macht politische Jugendbildung?

Die außerschulische politische Jugendbildung ist ein eigenständiger Teil der Jugendarbeit. Das ist so im §11,3 des Sozialgesetzbuches VIII, dem so genannten Kinder- und Jugendhilfegesetz, definiert. Die Einrichtungen politischer Jugendbildung sind anerkannte Träger der freien Jugendhilfe. Professionelle Jugendbildner und Jugendbildnerinnen garantieren pädagogisch qualifizierte Angebote: Projekte, Seminare, Tagungen, Aktionen und Werkstätten.

In der GEMINI, der Gemeinsamen Initiative der Träger politischer Jugendbildung, haben sich die bundeszentralen Träger politischer Jugendbildung zusammengeschlossen. Sie ist eine Vereinigung der Träger politischer Jugendbildung und Teil des Bundesausschuss Politische Bildung (bap). Der Zusammenschluss garantiert eine gemeinsame Plattform für den fachlichen Austausch, Qualitätssicherung, Weiterentwicklung von Konzepten und Interessensvertretung.